

THERESA AMREHN
MIT NADINE WEDEL UND HENRIETTE DYCKERHOFF
KÖNIGIN DER LANDSTRASSE

THERESA AMREHN
MIT NADINE WEDEL
UND HENRIETTE DYCKERHOFF

**KÖNIGIN
DER
LAND-
STRASSE**

MEINE JAHRE AUF DER WALZ

INHALT

*Einige Namen, Orte und Personen
wurden zum Schutz der Persönlichkeitsrechte verändert.*

*Im Buch wird aus Gründen der besseren Lesbarkeit teilweise die männliche
Form benutzt. Es können dabei aber sowohl männliche als auch weibliche
oder diverse Personen gemeint sein.*

Aktualisierte Neuauflage
Die Originalauflage von *Königin der Landstraße. Meine Jahre auf der Walz*
erschien zuerst bei der PIPER Verlag GmbH 2016
unter der ISBN 978-3-492-06026-4

© Theresa Amrehn, Henriette Dyckerhoff, Nadine Wedel, 2021
ISBN 978-3-752-62253-9
Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu
Gesetzt aus der Calluna Regular
Umschlaggestaltung: FAVORITBUERO, München
Umschlagabbildung: Privat/Tapilipa, Shutterstock.com
Herstellung & Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

**Prolog –
Kleinrinderfeld oder die Möglichkeit zu reisen 7**

**Loskommen –
Sehnsucht nach der Ferne 12**
Die Begegnung meines Lebens 12
Der Altreisende 16
Resi Kirchenmalerin 26
Fremdgeschrieben 34

**Fremd und neu –
die Jungreisende 45**
Ein nächtlicher Gewaltmarsch 45
Auf dem Kerbholz 55
Raus aus der Bannmeile 61
Reisen mit Pepe 71

**Fremd und frei –
auf der Straße angekommen 76**
Ein Hamburger Stenz 76
Bye, bye Pepe, hello Mathilda 91

Fremd und weiblich – als Frau auf Wanderschaft 97

Trampen, trinken, Platte machen 97
Wichsgriffel 109
Kein Zutritt für Frauen 116
Katholiken, Kinderlose und andere richtige Menschen 121
Bildteil 129
Ärger mit dem Krauter 137

**Fremd und verbunden –
Freundschaft auf der Walz 146**

Sommerbaustelle mit Hund 146
England mit Akkordeon 151
Zähneschrubben mit Birgit 173
Bad Kissingen mit Hedi 174
Hannover mit Fieber 181

**Fremd und zusammen –
die Tippelei und die Liebe 186**

Vom Suchen und Finden 186
Mama will es wissen 199
Fernweh 203

Heimkommen – am schönsten ist die Sehnsucht 217

Kleinrinderfeld oder die Möglichkeit anzukommen 217
Die Heimgeherei 223
Letzte Meter 225
Alles hat ein Ende 231
Einheimisch 241

Nachwort – Resi einheimisch freigereist 247

Quellen und Recherche 250

**Kleines Glossar der häufig verwendeten Wörter
auf der Walz 251**

Über die Autorinnen 254

PROLOG - KLEINRINDERFELD UND DIE MÖGLICHKEIT ZU REISEN

Auf der Landkarte ist Kleinrinderfeld ein winziger Fleck an der Grenze zwischen Bayern und Baden-Württemberg. Wir Bewohner sind aber stolze Unterfranken, nie und nimmer kämen wir auf die Idee, uns Bayern zu nennen. Der kleine Ort schmiegt sich in eine Landschaft, die von oben aussieht wie eine Patchworkdecke. Viele Felder in unterschiedlichen Grün- und Brauntönen umgeben das Dorf bis zu einem Wald, der alles wie ein Rahmen umfasst. Ich weiß nicht, woher Kleinrinderfeld seinen Namen hat, aber ich kann sagen, dass es inzwischen kaum noch Rinder gibt. Klein und Feld stimmt immer noch. An der Hauptstraße wechseln sich pastellfarbene Bauten mit Häuschen aus grau-beigem Muschelkalk ab, dazwischen immer wieder Fachwerk. Die modernen Einfamilienhäuser, wie zum Beispiel mein Elternhaus, versteckt der Ort in seinen Seitenstraßen, dort, wo früher die Bauern ihre Höfe hatten. Die Höfe gibt es auch noch, aber sie sind inzwischen zu Schlossereien umfunktioniert oder zu Kleinspeditionen oder Gasthäusern.

Kleinrinderfeld ist meine Heimat, hier bin ich aufgewachsen inmitten von Muschelkalk, Patchworkfeldern und wenigen Rindern. Hier habe ich laufen, sprechen und Widerworte geben gelernt.

Und hier ist auch mein Entschluss gefallen, Kirchenmalerin zu werden. Da war ich 18. Ich hatte die Hauptschule hinter mir, dann noch zwei Jahre Wirtschaftsschule und wusste noch immer nicht, was ich werden wollte. Das Arbeitsamt ließ mich Praktika machen, damit ich nicht in die Arbeitslosenstatistik fiel: Ich war in einer Bank, in verschiedenen Floristikbetrieben, beim Steuerberater und bei einem Kirchenmalerbetrieb. Danach war die Entscheidung für eine Ausbildungsstelle leicht. Kirchenmalerei ist ein altes Handwerk. Früher gab es den Maler und Tüncher, aber mit den modernen Materialien wurden andere Arbeitstechniken nötig. So entstand Anfang des 20. Jahrhunderts der Beruf des Malers und Lackierers, der zum Beispiel mit der Malerwalze auf Raufasertapete arbeitet. Kirchenmaler kennen sich dagegen mit historischen Materialien und Techniken aus, Wände werden von uns nach wie vor mit der Bürste angestrichen. Dass es nun ausgerechnet Kirchenmalerei heißt, ist etwas irreführend. Denn Kirchenmaler arbeiten grundsätzlich an allen historischen Gebäuden. In der Praxis sind diese Gebäude dann aber tatsächlich sehr oft Kirchen, weil die nun einmal als besonders erhaltenswert angesehen werden.

Vom ersten Tag an habe ich mich in der Werkstatt zu Hause gefühlt. Ich mochte den kalkigen Geruch. Der glatte Holzstiel des Pinsels war mir gleich vertraut. Vielleicht liegt es mir im Blut: Mein Uropa war Maler und Tüncher. Und auch im Gesellenbrief meines Vaters, der leider nicht mehr lebt, steht »Tüncher und Stuckateur«.

Ich gebe zu, dass ich nach wie vor stolz bin, wenn ich meinen Beruf erwähne. »Ich bin Kirchenmalerin.« Das klingt so viel besser als: »Ich bin Steuerfachangestellte.« Oder: »Ich bin Bankkauffrau.« Wie gesagt, die Entscheidung fiel mir leicht.

Die meiste Zeit meines Lebens hatte ich keinen Zweifel daran, dass ich hier nach Kleinrinderfeld gehöre. Aber jetzt will ich meine Heimat verlassen und als Kirchenmalerin auf Wanderschaft gehen. In dieser Zeit darf ich Kleinrinderfeld nicht betreten. Nicht einmal im Umkreis von 50 Kilometern darf ich mich aufhalten, das heißt weder in Schweinfurt noch in Tauberbischofsheim oder Wertheim und erst recht nicht in Würzburg, allerhöchstens vielleicht in Aschaffenburg.



Es fällt mir schwer zu erklären, warum ich das mache. Ich weiß noch, wie ich zum ersten Mal einen dieser schwarz gekleideten Gesellen gesehen habe. Da muss ich noch ein Kind gewesen sein. Für mich war das einfach ein komisch angezogener Mensch, der mich nicht weiter interessiert hätte, wenn nicht meine Mutter in ungewohnt feierlichem Tonfall gesagt hätte: »Guck, Reserl, der ist auf der Walz.« Als ich wissen wollte, was das heißt, erklärte sie mir, dass das einer ist, der durch die Gegend reist, für umsonst arbeitet und drei Jahre lang seine Familie nicht sehen darf. Heute weiß ich, dass meine Mutter zu dem Zeitpunkt über ein solides Halbwissen verfügte, was das Wandergesellendasein betrifft. Aber als Kind denkt man ja, dass die Eltern alles wissen. Ich erinnere mich noch genau, was ich über den Wandergesellen, der sich nach Kleinrinderfeld verirrt hatte, dachte: »Der ist doch nicht ganz dicht.«

Später in der Berufsschule wurde über eine Kirchenmalergezellin getuschelt, die auf der Walz war. Eine aus meiner Klasse sagte: »Die spinnt ja!« Im ersten Moment dachte ich dasselbe, aber die Tatsache, dass Frauen auf die Walz gehen, auch Kirchenmalerinnen, brachte mich zum Nachdenken. Denn das bedeutete ja, dass ich das auch machen könnte. Und die Vorstellung von mir als Wandergesellin war dann doch ein hübsches Gedankenspiel, das ich jederzeit spielen konnte, wenn

mal etwas in meinem Leben nicht so lief, wie ich es gerne gehabt hätte.

Abends vor dem Einschlafen lag ich manchmal im Bett, betrachtete das Fenstergerippe, das der Mond auf den Boden meines Zimmers malte, und lauschte auf das vertraute Klopfen der Heizung. Immer öfter bekam ich dann so eine Sehnsucht nach irgendwas, was ich nicht beschreiben konnte.

Meine Ausbildung endete im Juli 2007. Ich hatte mir vorgenommen, danach gleich von zu Hause auszuziehen und mir eine eigene Wohnung zu suchen. Die meisten aus meiner Kirchenmalerklasse hatten das auch vor. Ich überlegte, ob ich nach Würzburg ziehen sollte oder nach München, irgendwohin, wo es historische, denkmalgeschützte Gebäude gibt, die ich hätte dokumentieren und konservieren können. Aber wenn ich versuchte, mir so ein Leben auszumalen, wollte mir das nicht so recht gelingen. Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, wie ich nach der Arbeit in eine Wohnung kommen, Essen kochen, waschen und aufräumen würde, und das den Rest meines Lebens. Hier in Kleinrinderfeld bei meiner Familie wollte ich auch nicht bleiben. Ich hatte das Gefühl, dass sich dort alles wiederholt, wie in einer nicht enden wollenden Spirale: Auf den Sommer mit blühenden Vorgärten würde ein Herbst folgen, in dem sich Blätterhaufen an den Straßenecken türmten. Im Winter würde wieder alles unter einer Schneeschicht verschwinden, und es würde ewig dauern, bis die Felder nicht mehr grau und matschig wären. Und wenn dann endlich wieder alles grünte und blühte, würde wieder alles von vorne anfangen. Die Dorfbewohner würden wieder die gleichen Feste feiern: erst Fasching und dann die üblichen Trinkgelage an Christi Himmelfahrt und zum Feuerwehrfest. Und alle würden das Dorffest herbeisehnen, das nur alle fünf Jahre stattfindet und das ganze Dorf sieben Tage lang in einen Ausnahmezustand versetzt. Und danach würde wieder wochenlang davon gesprochen, wer mal wieder mit wem. Ich konnte das nicht bis

an mein Lebensende mitmachen. Ich war noch zu jung, knapp 22 Jahre alt. Ich musste was sehen von der Welt. Der Gedanke an die Wanderschaft hatte sich bei mir eingebrannt als beste Alternative zu diesem Leben hier. Aber ich hatte keine Ahnung, wie ich es anstellen sollte, eine Wandergesellin zu werden.

in die Pubertät kommt, braucht man die Eltern plötzlich nicht mehr, man will sie regelrecht loswerden. So fühle ich mich jetzt auch. Beim Abschied nehmen wir uns noch einmal in die Arme. Wir machen kein neues Treffen aus. Ab jetzt geht es für mich alleine weiter. Alleine mit Mathilda, meiner Geliebten.

FREMD UND WEIBLICH - ALS FRAU AUF WANDERSCHAFT

TRAMPEN, TRINKEN, PLATTE MACHEN

Tief und grau hängen die Wolken über der Autobahn, erste Tropfen fallen. Der Regen treibt mich unter das Dach der Tankstelle. Mir machen ein paar Tropfen nichts aus, aber ich möchte nicht, dass mein Gepäck nass wird. Statt des Tornisters habe ich inzwischen ein Bündel aus Charlies, die ich auf einem hölzernen Rückengestell trage. Wegen des Regens habe ich eine Plastikfolie über die Kraxe gelegt. Die hält das meiste ab, aber längst nicht alles.

Ein paar Monate bin ich jetzt schon auf Tippelei. Ich war auf Rügen, in Passau, in der Schweiz und wieder in Hamburg. Jetzt komme ich von einer Losgeherei in Österreich und will in die Gegend von Leipzig. Die Tage sind länger geworden, es ist nicht mehr so kalt, manchmal hat die Sonne schon Kraft, nur heute nicht, da ist es mitten im Frühling verregnet und grau.

Ich beziehe Stellung neben dem Eingang zur Tankstelle, das Gepäck lade ich neben mir ab. Es ist nicht viel los an den Zapfsäulen. Ein junger Mann steigt in einen blauen Kombi und gibt

Gas. Vor einem grauen Audi blickt eine Frau konzentriert auf die Tankanzeige. Dahinter steht ein dunkler BMW, ich kann das Berliner Kennzeichen sehen. Der zum Wagen gehörende Mann im Anzug geht mit langen Schritten an mir vorbei, als hätte er Angst, ich könnte ihn ansprechen. Man sieht mir an, dass ich mitgenommen werden möchte, auch wenn ich nicht den Daumen raushalte. Die Kluft, der Stenz und das Gepäck machen es deutlich. Als der Anzugmann vom Bezahlen kommt, fange ich ihn ab.

»Fahren Sie Richtung Berlin?«

Er blickt zum BMW und zögert. »Das ist ein Leihwagen«, sagt er, als würde das etwas erklären.

»Und fahren Sie damit nach Berlin und würden mich ein Stück mitnehmen?«

»Na ja, das darf ich eigentlich nicht. Das ist wie gesagt ein Leihwagen. Wenn da was passiert ... Tut mir leid.«

Was da genau passieren könnte, will er nicht sagen. Ich zucke die Schultern und lasse ihn ziehen. Der Mann will mich offensichtlich nicht mitnehmen. Die Frau mit dem grauen Audi blickt demonstrativ in die andere Richtung, als sie an mir vorbeikommt. Die muss ich gar nicht erst fragen. Der Regen ist stärker geworden, eine graue Wand jenseits des Tankstellendachs. Für einen Moment übertönt das Geprassel sogar das Dröhnen der Autobahn. Das Wetter wird es nicht leichter machen, hier wegzukommen. Bei Regen wollen die Menschen erst recht keine Anhalter mitnehmen.

»Wo willst du hin?«

Ich war so in meine Gedanken vertieft, dass ich den jungen Mann gar nicht hab kommen sehen.

»Richtung Leipzig, Berlin geht auch.«

»Wir fahren nach Nürnberg. Bringt dir das was?«

»Klar!« Alles ist besser, als bei schlechtem Wetter auf einer Autobahnraststätte zu sein.

Der junge Mann heißt Felix, und sein Auto steht auf dem

Parkplatz, wir müssen durch den Regen hinlaufen. Als Felix sieht, wie ich mein Stoffbündel schultere, sagt er: »Warte hier. Ich hol dich ab, dann wird das Gepäck nicht nass.«

Wenige Minuten später fährt ein blauer Citroen vor. Neben Felix auf dem Beifahrersitz sitzt ein anderer Junge. »Chris. Ein Freund von mir«, stellt ihn Felix vor. Einen Moment frage ich mich, ob es okay ist, mit zwei Jungs zu fahren, aber dann blicke ich in die Regenwand und entscheide, dass es kein Problem darstellt. Felix und Chris sind Studenten, sie kommen aus München und wollen einen Freund in Nürnberg besuchen. Wandergesellen kennen sie nur aus dem Fernsehen.

»Ich habe erst gesehen, dass du eine Frau bist, als ich direkt vor dir stand. Wegen der Klamotten«, gesteht Felix, als wir im Wagen sitzen. »Ich wusste gar nicht, dass Frauen auch ...«

Es ist schon dunkel, als wir Nürnberg erreichen. Der Regen hat nachgelassen, aber ungemütlich ist es immer noch. Ich beschließe, dass ich heute nicht mehr weitertrampen will und in Nürnberg übernachte. Es soll dort in zentraler Lage ein Kolpinghaus geben. Frede Goldschmiedin hat mir davon erzählt.

Chris und Felix lassen mich in der Nähe des Bahnhofs raus. Die Jungen kritzeln noch ihre E-Mail-Adressen auf ein Blatt Papier. Nur falls ich mal nach München komme und zufällig Zeit und Lust auf einen Kaffee habe. Dann stehe ich an einer befahrenen breiten Straße im Nieselregen und suche nach Anhaltspunkten, wie ich zum Kolpinghaus komme.

Das Kolpinghaus steht natürlich in der Kolpinggasse. Es ist kein Hotel, wie in Freiburg, es wirkt mehr wie eine moderne Jugendherberge. Die Eingangshalle ist voller Menschen in bunter Regenkleidung. Rucksäcke stapeln sich in einer Ecke. Vor dem Tresen steht eine Schlange, in die ich mich brav einreihe. Die regenbejackten Menschen betrachten mich, als wäre ich eine Jahrmarktsattraktion. Hinterm Tresen hackt eine Frau hektisch auf eine Computertastatur ein. »Was kann ich für Sie tun?«, fragt sie, ohne aufzublicken. Als ich mit dem

Stenz aufklopfte, zuckt sie zusammen. »Mein Gott, erschrecken Sie mich doch nicht so.«

Während ich meinen Schnack aufsage, nickt sie ungeduldig, als wüsste sie schon längst, was ich will.

»Da war gerade schon einer da. Ich muss Ihnen leider sagen, dass wir heute ausgebucht sind. Versuchen Sie es morgen wieder.«

Aus irgendeinem Grund habe ich mit dieser Antwort nicht gerechnet. Ich war fest davon überzeugt, dass ich hier schlafen kann. Und morgen ... morgen bin ich gar nicht mehr hier. Die Frau hebt bedauernd die Schultern. Nichts zu machen. Draußen sehe ich ihn dann, den anderen Gesellen, der offenbar vor mir gefragt hat. An der schwarzen Ehrbarkeit erkenne ich, dass er zu den rechtschaffenen Fremden gehört, er ist – was ungewöhnlich für Wandergesellen ist – mit einem Kuhkopp unterwegs, einer Nichtwandergesellin. Jan Tischler ist hier mit seiner Freundin Anne, die beiden haben sich in Nürnberg getroffen und sind jetzt auf der Suche nach einer gemeinsamen Unterkunft.

»Keine Chance hier«, sagt Jan.

»Nee«, sage ich.

»Wir gucken mal weiter.«

»Viel Erfolg!«

Etwas planlos laufe ich durch die Altstadt von Nürnberg. Die Straßen sind voll, Familien mit Kinderwägen, Gruppen von offensichtlich Betrunkenen oder zumindest Feiernden, einige tragen Luftballons oder riesenhafte Stofftiere. Es sieht aus, als sei hier in der Nähe ein Volksfest. Ich muss aufpassen, dass ich mit meinem Bündel nicht irgendwo hängen bleibe. Es nieselt nicht mehr, aber die Luft ist feucht und kühl. Ich lasse mich eine Weile von der Menge treiben, in der Hoffnung, dass sie mich irgendwohin bringt, wo ich schlafen kann.

»Wie siehst du denn aus?«, schreit ein Betrunkener mich lallend an.

Jemand schenkt mir ein Bier, eine Gruppe junger Männer will mich mit auf eine Party nehmen. »Böttébötte«, sagt einer. Er kann sich kaum noch artikulieren.

»Nö, danke!« Meine Lust, mit einer Horde fremder Betrunkener mitzugehen, hält sich in Grenzen. So richtig aufgeschlossen für eine ernsthafte Frage nach einer Übernachtungsmöglichkeit scheint hier niemand zu sein. Die Läden in der Fußgängerzone schließen langsam, und ich weiß noch immer nicht, wo ich schlafen soll. Wenn ich weitergetrampt wäre, wäre ich vielleicht schon an meinem neuen Arbeitsplatz.

Und dann sehe ich endlich ein Hotel. Die erleuchteten Fenster scheinen mich regelrecht anzulachen. Ohne zu überlegen, betrete ich die Lobby. Warm und hell ist es hier. Sehnsüchtig denke ich an gemangelte Bettwäsche, doch der Herr hinterm Tresen schüttelt nur den Kopf. Sein Haar ist so ordentlich gescheitelt und gegelt, dass es wirkt, als sei seine Frisur aus Plastik.

»Tut mir leid. Alles belegt.«

»Wenn Sie kein Zimmer mehr haben, kann ich auch hier auf dem Boden schlafen«, schlage ich vor und ernte einen Blick, als sei irgendwas mit mir nicht in Ordnung.

»Das geht leider nicht. Bedauere!«

Beim nächsten Hotel ist es dasselbe. Bei einer kleinen unscheinbaren Pension sagen sie mir: »Da war gerade schon einer wie Sie da. Den haben wir auch weggeschickt.« Offenbar suchen Jan und Anne auch noch nach einer Unterkunft.

Die Straßen werden leerer. Die Familien sind weg, jetzt sind nur noch Feiernde unterwegs. Die Geschäfte haben inzwischen geschlossen. Durch die erleuchteten Schaufenster sehe ich die dunklen Ladenflächen. Leuchtreklamen blinken über den Gassen, in denen noch gesungen und gegrölt wird. Es kommt mir vor, als hätte jeder in der Stadt ein Ziel, nur ich weiß nicht wohin.

Es geht mittlerweile auf 22 Uhr zu. Meine Füße schmerzen in den Dr. Martens, in den Händen habe ich wieder dieses

klamme, steife Gefühl. Es ist sehr frisch geworden. Das Gepäck drückt auf den Schultern, meine Augen brennen, und ich würde mich gerne einfach zusammenrollen und schlafen. Aber in dieser Stadt, in der irgendwo noch ein großes Fest tobt, fühle ich mich nicht sicher genug. Schlaf hat so etwas Unschuldiges, Reines. Das geht nur, wenn ich einen Platz habe, an dem ich mich halbwegs sicher fühle. Es ist Verzweiflung, die mich schließlich in einen kleinen Imbiss treibt, in dem es nicht ganz so voll aussieht wie in den anderen Kneipen. Eine Gruppe Teenager steht um einen Tisch und isst Wurst. An einem anderen stochern zwei Frauen mit ihren Gabeln in einer Schale Pommes herum. Es riecht nach altem Fett, aber es ist warm und trocken. Außerdem gibt es hier keine Betrunkenen, die irgendwas Anstrengendes von mir wollen.

»Krieg ich noch Pommes?«, frage ich.

»Eigentlich wollte ich gerade die Maschine abstellen.« Der Mann an der Fritteuse scheint wenig begeistert zu sein, aber dann schaufelt er doch blaßgelbe Stäbe in das Sieb und versenkt es im heißen Fett. Und während ich dem leisen Brutzeln lausche, sehe ich draußen einen schwarzen, runden Hut, Schlaghose und Stenz. Jan und Anne winken und kommen zu mir in den Imbiss.

»Und wo schlaft ihr?«, frage ich.

»Wir waren schon in der ganze Stadt unterwegs. Keine Chance.«

»Könnt ihr nicht auf der Herberge schlafen?«

»Nee, wegen Anne. Die darf da nicht übernachten.« Jan verzieht das Gesicht. Das ist offenbar so eine Regel von Schachtherbergen. Kuhköpfe⁵ dürfen nicht auf der Herberge über-

5 Eigentlich sage ich statt »Kuhkopp« lieber »richtiger Mensch« zu Nichtwandergesellen. Das klingt nicht so abfällig. Außerdem passt es besser: Das Wandergesellendasein ist für mich ein bisschen wie das Leben in einer Parallelwelt. Wer zur »normalen« oder »richtigen« Welt gehört, ist dann eben auch ein »richtiger Mensch«.

nachten, schon gar nicht, wenn es Frauen sind. Da könnte ja jeder seine Freundin mitbringen.

Wir teilen uns die Pommes. Der Mann hinterm Tresen räumt geräuschvoll auf, als wollte er keinen Zweifel daran lassen, dass er gleich schließen wird.

»Dann lass uns jetzt doch noch mal zur Herberge gehen«, sagt Jan und schiebt sich die letzte Pommes in den Mund. »Vielleicht kannst wenigstens du da schlafen.«



Die Herberge der rechtschaffenen fremden Zimmerer- und Schieferdeckergesellen liegt direkt in der Altstadt. An der Tür ist eine kleine rechteckige Zahlentastatur angebracht. Jan tippt darauf herum, und die Tür springt auf.

»Gibt's denn hier keinen Vaddern?«, frage ich.

»Nö. Der Krug ist woanders.«

Drinne sitzen drei Gesellen mit schwarzer Erft auf Sofas herum. Arne, Tobi und Patrick sind Zimmerer, sie reichen mir die Hand und blicken Jan fragend an.

»Kann die nicht hier schlafen?«, fragt er.

Patrick wiegt den Kopf.

»Warum nicht«, sagt Tobi.

»Aber wir müssen gleich noch in den Krug. Da müsstest du dann mit«, wendet sich Arne an mich.

Ich nicke. Das ist allemal besser, als die Nacht auf der Straße zu verbringen. Anne und Jan kommen mit in die Kneipe. Landbierparadies heißt der Laden. Nur noch einzelne Gestalten schwanken an uns vorbei, als wir auf dem Weg dorthin sind. Das Fest scheint für heute geschlossen. Ich versuche, nicht daran zu denken, wie schön es wäre, jetzt schon schlafen zu können.

Immerhin drückt das Gepäck nicht mehr auf den Schultern, das durfte ich in der Herberge lassen, aber kühl und feucht ist es immer noch.

»Und es ist wirklich okay, wenn ich bei euch Platte mache?«, frage ich noch mal.

»Hab gerade mit dem Altgesellen telefoniert. Der war zwar nicht begeistert, aber das ist nicht zu ändern«, sagt Tobi.

»Wo schläfst du denn sonst so?«, fragt Patrick. Offenbar hatte er bisher nicht viel mit Freireisenden zu tun.

»Na, unter Brücken, in Hauseingängen oder wo halt so Platz ist.«

Anne kichert.

»Nee, im Ernst«, beharrt Patrick. Die Gesellen, die im Schacht reisen, können auf eine gute Infrastruktur zurückgreifen. Der Schacht unterhält in vielen Städten Herbergen, außerdem bieten Einheimische Kost, Logis und Arbeit an, regelmäßig gibt es Treffen, die Teilnahme daran ist zum Teil verpflichtend. Ein Wandergeselle, der im Schacht reist, kann sich darauf verlassen. Er kann, wenn er es darauf anlegt, von Schachtherberge zu Schachtherberge reisen und müsste dann deutlich seltener nach einer Unterkunft suchen.

»Es gibt ja auch schachtübergreifende Herbergen, und es gibt Menschen, die mich bei sich übernachten lassen. Manchmal darf ich sogar im Hotel schlafen.«

Patrick und seine Kameraden Tobi und Arne sehen mich an, als seien sie unsicher, ob sie mir das glauben können. Offenbar wissen sie nicht, was sie von mir halten sollen. Eine Frau auf Wanderschaft, in bunter Kluft und dann noch mit so einem altertümlichen Beruf.

»Und warum reist du alleine, also ohne Schacht?«, will Tobi wissen.

»Soll das eine Einladung sein? Soll das heißen, ich kann bei euch erwandert werden?«

Die Jungs lachen, als hätte ich einen guten Witz gemacht.

»Warum nicht?«, frage ich.

»Du weißt doch, dass das nicht geht«, sagt Arne. »Frauen können nicht bei uns reisen.« Die anderen lachen immer noch,

so absurd erscheint ihnen offenbar die Vorstellung, Frauen in den Schacht aufzunehmen.

»Warum nicht?«, beharre ich.

»Es gibt doch diese Regeln schon so lange. Das hat alles eine lange Tradition. Da gehören Frauen einfach nicht rein«, sagt Tobi schließlich.

»Und außerdem haben wir diese Regeln doch gar nicht gemacht«, sagte Arne.

»Ja, aber ihr führt die Regeln weiter.«

Die Jungs schweigen. Ich bin sicher, dass sie nicht mal merken, dass sie keine guten Argumente haben.



Das Landbierparadies ist eine urige Kneipe, in der – wie der Name schon sagt – Landbiere ausgeschenkt werden. Am Stammtisch sitzen bereits drei Männer in Kluft. Sie begrüßen Jan, Arne, Tobi und Patrick, dann mich und Anne. Auf dem Tisch steht ein gläserner Stiefel, in dem das Bier bernsteinfarben glitzert.

»Jetzt zeig mal, dass Freireisende auch zünftig schmoren können«, sagt Tobi.

Schmoren heißt trinken, und zwar ordentlich. Für manche Wandergesellen gehört das zu einer zünftigen Zusammenkunft.

»Och nö«, sage ich, denn mir ist nicht nach schmoren, schon gar nicht, wenn ich so müde bin wie jetzt. Ich rutsche neben Anne in die Bank, und während der Stiefel die Runde macht, bestellen Anne und ich KiBa. Immer wieder schiebt einer uns den Stiefel rüber, aber wir schieben ihn dankend zurück.

»Trink doch«, sagt Tobi.

Ich hebe das KiBaglas und trinke.

Ich bleibe lieber klar, wenn ich heute Nacht mit ihnen die Schlafkammer teile. Außerdem gefällt es mir, mich mit Anne

zu unterhalten. Sie hat lustige Grübchen neben den Mundwinkeln, die zünftige Männerrunde an unserem Tisch bringt sie immer wieder zum Lachen. Wir prostern uns mit KiBa zu, als die Gesellen anfangen zu schallern. Schallern heißt singen, und geschallert wird gerne mal, wenn Wandergesellen zusammenkommen.

Es ist nach Mitternacht, als Anne und Jan sich verabschieden. Ein Einheimischer hat ihnen einen Schlafplatz angeboten. Ich schaue den beiden hinterher. Mein Körper fühlt sich schwer und müde an, es war ein langer Tag. Ich würde mich jetzt auch gerne hinlegen, aber Arne, Tobi und Patrick wollen noch nicht nach Hause. Wir ziehen also weiter in eine Bar, in der ich mir Limo bestelle.

»Schmoren alle freireisenden Frauen nicht?«, fragt Patrick.

Ich lache. Doch, die freireisenden Frauen, die ich kenne, schmoren auch mal einen, aber nur, wenn ihnen danach ist.

Es ist drei Uhr, als wir endlich wieder Richtung Herberge ziehen. Nach der verrauchten Bar ist die kaltfeuchte Luft sogar ganz angenehm. Und während ich zwischen den Häusern hindurch in den Himmel blicke, um nach ein paar Sternen Ausschau zu halten, pinkeln die Jungs synchron gegen eine Hauswand.

Auf der Herberge haben sie Doppelstockbetten, vier Stück stehen in dem Schlafraum.

»Du schläfst da oben«, sagt Arne, als wir uns aus unserer Kluft schälen, und schießt zu den Gesellen. Tobi grinst. »Stimmt es, dass Freireisende nur in Staude schlafen?« Die Jungs hoffen offenbar, dass sie mir unters Hemd gucken können, wenn ich die Leiter zum Hochbett hochsteige. Aber ich besitze seit Kurzem eine dünne Jogginghose, die ich zum Schlafen trage. Und heute Abend finde ich, dass sich der Kauf vollkommen gelohnt hat, weil ich dann nicht halb nackt vor drei besoffenen Jungs herumturnen muss. Eine Weile hört man nur das Rascheln von Kleidung, dann verschwinde ich ins Bad. Auf der Kloschüssel

hockend sehe ich mich im Badezimmer um. Die Fliesen sind hell und erstaunlich sauber. Keine schmutzigen Fußabdrücke, keine Kalkflecken oder Zahnpastarückstände, in der Dusche kräuselt sich ein einzelnes dunkles Haar. Mein Blick fällt auf den Stapel mit Zeitschriften neben dem Klo. Die Magazine sehen im Gegensatz zum Rest des Badezimmers auffällig mitgenommen aus, abgegriffen und wellig. Brüste, Beine, Hintern, nackte Haut in allen möglichen Positionen. In schachtübergreifenden Herbergen liegen diese Hefte in Kartons verpackt, was ich wesentlich angenehmer finde, aber hier fühlt sich offenbar niemand von diesen Darstellungen beeinträchtigt. Als ich aus dem Bad zurück in den Schlafraum komme, schnarcht Arne schon. Rasch und ohne die Jungs anzusehen klettere ich auf das Hochbett. »Nacht«, murmelt Tobi, der unten liegt.

»Nacht«, sage ich und verkrieche mich tief in meinem Schlafsack.

Als ich aufwache, dämmert es gerade. Die Luft ist schlecht, es riecht nach Bierausdünstungen, Schweiß und Füßen. Ich höre gedämpftes Schnarchen und gleichmäßige Atemzüge. Die anderen scheinen noch zu schlafen. So leise es eben möglich ist, klettere ich vom Bett runter, packe meine Sachen zusammen und schleiche aus dem Zimmer. Die Jungs scheinen davon nichts mitzubekommen. Was mich nicht wundert angesichts ihres Alkoholkonsums.

Vorsichtig schließe ich die Tür der Herberge hinter mir und stehe wieder auf der Straße. Kühle Morgenluft empfängt mich. Ich ziehe die Ärmel der Staude über die Hände und marschiere los.



In den traditionellen Schächten, in denen Frauen nicht erwandert werden, finden sich manchmal Männer mit ganz merkwürdigen Frauenbildern. Solange Frauen als Mütter, Putzfrauen oder eben nackig in Heftchen oder Filmen auftauchen,

finden sie sich zurecht, aber Frauen aus Fleisch und Blut, die Handwerkerinnen sind und arbeiten und reisen wie sie, können einige von ihnen nicht einordnen. Ich will nicht behaupten, dass die rechtschaffenen Fremden, die Rolandsbrüder, die Vogtländer oder die Fremden Freiheitsbrüder bewusst ein einseitiges Frauenbild vermitteln, aber es kommt mir so vor, als würden sie zumindest eher Jungen anziehen, die Frauen nicht als gleichberechtigte Kamerots ansehen wollen.

Wenn ich nachfrage, warum denn Frauen in diesen Schächten nicht erwandert werden, bekomme ich so fadenscheinige Gründe zu hören wie »Das ist nicht zünftig« oder »Das entspricht nicht der Tradition«. Als wären Handwerkerinnen eine so moderne Erscheinung, dass sie unmöglich in eine uralte, traditionsreiche Vereinigung passen. Dabei hat es Handwerkerinnen gegeben, lange bevor die Schächte als reine »Bruderschaften« gegründet wurden, nachweisbar seit dem 12./13. Jahrhundert. Neben Dokumenten gibt es Bilder, Lieder und anderes Kulturgut, die dies belegen. Es gab Müllerinnen, Brauerinnen, Weberinnen, aber durchaus auch professionell im Baugewerbe tätige Gesellinnen genauso wie Meisterinnen mit eigenen Betrieben. Frauen waren also lange Zeit wie Männer handwerklich tätig, sie waren längst nicht auf die Rolle der Hausfrau und Mutter festgelegt, und selbstverständlich sind sie auch als Wandergesellinnen gereist. Aber Ende des 15. Jahrhunderts begann dann die Bevölkerung rasch zu wachsen, und vielen Menschen, unter anderem auch Handwerkern, ging es dadurch deutlich schlechter als vorher. Und weil Frauen zwar arbeiteten wie die Männer, aber weniger Rechte hatten, wurden sie aus dem Handwerk verdrängt. Es gibt wenig Belege für die Tradition von Handwerkerinnen, weil es offenbar nicht für nötig gehalten wurde, sie zu erhalten. Es kam auch vor, dass Dokumente einfach umgedeutet wurden. Ein Brauer und eine Brauerin auf einer historischen Darstellung wurden beispielsweise überschrieben mit »Brauer« und »Jungfrau«. Das Hand-

werk der Frau wurde unterschlagen. Es ist sicher kein Zufall, dass gerade im 16. und 17. Jahrhundert viele Frauen als Hexen diffamiert und getötet wurden. Handwerkerinnen konnten so als Konkurrentinnen ausgelöscht werden.⁶

Die meisten Jungs in den alten Schächten beeindruckt es wenig, wenn ich erzähle, dass Frauen auch eine Tradition im Handwerk haben. Wenn ich Glück habe, hören sie zu, aber es ändert nichts an ihrer Art zu denken, zumindest nicht nachhaltig. Dabei sind die rechtschaffenen Fremden nicht schlimmer oder besser als die Rolandsbrüder, die Vogtländer und die Fremden Freiheitsbrüder.

Wahrscheinlich ist es schon ein Fortschritt, dass ich überhaupt auf der Bude eines reinen Männerschachts schlafen durfte. Sie hätten mich auch wegschicken können.

WICHSGRIFFEL

Die grauen Wolken haben sich über Nacht verzogen, jetzt strahlt die Sonne über Nürnberg und verspricht einen herrlichen Frühlingstag. In einer Bäckerei hole ich mir Kaffee und Brötchen, dann marschiere ich zur Autobahnauffahrt, die kalten Finger fest um den warmen Kaffeebecher geschlungen. Der Verkehr ist dicht, ein Auto nach dem anderem fährt an mir vorbei, doch kein einziges hält oder wird auch nur langsamer, als hätten die Fahrer Angst, den Anschluss zu verlieren. Ich will mir den schönen, frischen Morgen nicht verderben lassen und versuche, Blickkontakt zu den Fahrern aufzunehmen, ich lächle ihnen zu. Doch die Menschen scheinen auf dem Weg zur Arbeit nichts als ihr gewohntes Einerlei sehen zu wollen. Die meisten reagieren gar nicht, einige heben bedauernd die Hände. Was sie damit sagen wollen, weiß ich nicht. Vielleicht

⁶ Vgl. Grit Lemke: *Wir waren hier, wir waren dort*, S. 240–246.

tue ich ihnen leid. Oder sie tun sich selbst leid, weil sie mich hier stehen sehen müssen. Ich habe keine Ahnung. Mit jedem Auto, das vorbeifährt, fühle ich mich kleiner und unsichtbarer, trotz Kluft und Stenz und Wandergesellenstolz. Ich will das alles nicht, und diesen Kloß im Hals möchte ich auch nicht. Dabei muss ich heute Abend zumindest in der Nähe meines neuen Arbeitgebers sein, denn morgen geht's los. Würde ich mit dem Auto durchfahren, wäre ich in drei Stunden da. Aber wenn ich weiter so wenig Glück beim Trampen habe, brauche ich bis morgen früh.

Dann endlich hält ein weißer Golf. Vielleicht wird doch noch alles gut.

Die Beifahrertür wird aufgedrückt. »Richtung Leipzig? Da kann ich dich mitnehmen.«

Ich verstaue mein Gepäck im Kofferraum und rutsche auf den Beifahrersitz. Als ich die Tür zuschlage, merke ich beinahe sofort, wie schlecht die Luft im Auto ist. Es riecht nach uraltem Zigarettenrauch, aber vor allem nach alten Klamotten beziehungsweise nach ungewaschenem Mensch.

»Ulrich«, stellt er sich vor.

Im Fußraum stoßen meine Füße an leere Getränkedosen, als ich meinen Namen sage.

»Ist nicht aufgeräumt. Macht dir doch nichts aus, oder?«

»Nee«, lüge ich.

Ulrich nickt, als hätte er das erwartet. Seine spitze Nase will nicht so recht in das runde Gesicht passen, sein Haar sieht aus, als hätte er verzweifelt versucht, die letzten paar Strähnen zu einer Frisur zu formen. Ich sehe die Landschaft am Fenster vorbeirasen und fühle mich unwohl, ohne genau zu wissen warum. Normalerweise gucke ich mir die Leute, mit denen ich mitfahre, gut an, bevor ich einsteige. Dieses Mal hatte ich solche Angst, nicht mehr mitgenommen zu werden, dass ich das nicht getan habe. Das unangenehme Äußere des Fahrers fällt mir jetzt erst auf. Ich habe den Eindruck, er starrt mich von

der Seite an. Angestrengt blicke ich aus dem Fenster. Ein unverfängliches Gesprächsthema wäre hilfreich, aber mir fällt beim besten Willen nichts ein, worüber ich mit diesem Menschen sprechen will. Und so schweigen wir lange Minuten, während wir Nürnberg hinter uns lassen.

»Sag doch, wo du genau hinmusst, ich kann dich hinfahren«, sagt Ulrich.

»Das kennst du bestimmt nicht, liegt nördlich von Leipzig. So Richtung Gera oder Zwickau.« Ich mag einfach nicht genauer werden.

»Da müsste ich eh vorbei«, sagt Ulrich.

Wir fahren durch sanft ansteigende Hügel. Bäume, Wiesen und Sträucher stehen hellgrün erblüht in der Sonne und scheinen nur darauf zu warten, dass es endlich Sommer wird. Und wieder habe ich den Eindruck, dass Ulrich mich anstarrt. »Super, dass endlich Frühling wird«, sage ich, um etwas zu sagen.

»Ja, das ist super.«

Sattgrüne Wiesen, stolze Laubbäume, dann wird es hügeliger, waldbewachsene Hänge, Talbrücken über tiefen Schluchten. Die Sonne knallt, ich muss die Augen mit der Hand beschirmen, schließen mag ich sie in diesem Wagen nicht.

Wir sind schon eine ganze Weile unterwegs, als Ulrich sich räuspert.

»Das letzte Mal, als ich eine Anhalterin mitgenommen habe, hat die mir Avancen gemacht. Für 100 Euro wollte die mir einen blasen.«

Es fühlt sich an, als wäre mein Herz in den Hals gerutscht, dort pocht es wie verrückt. Ich schlucke. »Da brauchst du dir bei mir keine Sorgen zu machen. Ich bin nicht so eine. Ich will einfach nur nach Leipzig.« Meine Stimme klingt dunkler als sonst. Auf keinen Fall will ich verängstigt oder eingeschüchtert klingen. Meine rechte Hand tastet nach dem Messer in meiner Hosentasche. Ich will wissen, ob es an seinem Platz ist.

Wieder räuspert sich Ulrich. »Bist du dir sicher, dass du

nicht so eine bist? Also ... bei der hab ich Nein gesagt, aber bei dir würd ich Ja sagen.«

»Ja, ich bin ganz sicher! Ich will einfach nur vorankommen.«

Bewaldete Hänge, ein Traktor fährt über ein Feld.

»Ich würd dir auch 100 Euro geben für einfach nur einen runterholen. Nur mit der Hand drüber, kannst dabei aus dem Fenster gucken.«

Ulrichs massiger Körper scheint langsam über den Steuerknüppel zu mir rüberzuwachsen. Das Pochen im Hals ist jetzt stark und regelmäßig.

»Okay. Das ist jetzt der Punkt, an dem du mich bitte aussteigen lässt. Sofort, von mir aus auf dem Standstreifen.«

»Jetzt reg dich nicht so auf. Ich fahr da vorne ab, dann stehst du nicht mitten auf der Autobahn.«

Ich atme tief und spüre die glatte Oberfläche des Taschenmessers in meiner Hand, die Klinge ist noch eingeklappt. Das regelmäßige Ticken des Blinkers beruhigt mich etwas. Ulrich lenkt den Wagen auf die Ausfahrtspur, er wird langsamer, schaltet, wir fahren in einer Kurve von der Autobahn, bis wir auf die Landstraße stoßen. Wieder tickt der Blinker. Ulrich lenkt den Wagen nach links. Die Auffahrt zur Autobahn bleibt rechts von uns zurück.

»Hey. Was soll das? Ich will sofort raus!«

»Aber hier kann ich doch nicht halten. Da vorne ist es gut.« Und wieder tickt der Blinker, aber statt bloß zu halten, fährt Ulrich in einen Feldweg rein.

»Ist das jetzt dein Ernst! Was denkst du denn, was jetzt passiert!« Meine Stimme klingt längst nicht mehr cool. Die Klinge des Messers lässt sich widerwillig aufklappen.

»Ich will nur wenden.« Auch Ulrichs Stimme hat sich verändert.

Der Wagen erreicht einen kleinen Wald und rollt noch immer. Zweige streichen am Auto entlang. Als wir halten, steht

der Wagen so nah an einem Strauch, dass ich die Tür nicht aufbekomme. Eine rundliche, schwarz behaarte Hand legt sich auf mein Knie.

»Willst du es dir nicht doch noch mal überlegen?«

Ich balle die Faust um den Griff des Messers. »Ich will, dass das Auto so steht, dass ich aussteigen kann, und zwar sofort. Sonst schwör ich dir, ich mach hier im Auto was kaputt. Ich zerschneide dein Armaturenbrett. Und das wird nicht nach einem Kätzchen aussehen. Das musst du dann erst mal deiner Frau erklären.«

Beim Anblick des Messers zieht sich Ulrichs Hand mit einem Ruck zurück. Er legt den Rückwärtsgang ein und lässt den Wagen rollen, bis keine Zweige mehr gegen die Beifahrertür drücken. Ich steige aus und lasse die Tür weit offen stehen, damit er nicht einfach schnell wegfahren kann – mein Stenz und mein Gepäck sind noch im Kofferraum. Mit fahrigem Bewegungen schultere ich die Kraxe und renne fast den Weg zurück zur Straße, den Stenz fest in der Hand. Die ganze Zeit erwarte ich sein Auto hinter mir, aber offenbar bleibt er noch im Wald. Ich will mir nicht vorstellen, warum. Die Wut sitzt mir im Hals, sie würgt mich geradezu. Dieses Arschloch! Ich hätte noch sein Auto mit dem Stenz bearbeiten sollen! Stattdessen stampfe ich stocksauer die Landstraße entlang. Was ist das nur für eine Scheißwelt! Die flatterige Wut tobt im ganzen Körper. Ich kann es einfach nicht fassen, dass dieser schmierige Typ dachte, ich würde auf sein Angebot eingehen. Was hätte er getan, wenn ich ihm nicht gedroht hätte? Am liebsten würde ich laufen, das ganze Stück bis in den kleinen Ort, in dem ich heute Abend sein soll, aber es sind noch mindestens 25 Kilometer bis dahin. Zumindest fürs Erste mag ich den Daumen nicht mehr rausstrecken – mit festen, schnellen Schritten laufe ich neben der Straße. Das ist das Einzige, was gegen die Wut hilft. Mein eigener schneller Atem begleitet mich, dazu das Klacken des Stenzes auf dem Asphalt. So ein Wichser! Was denkt

der sich eigentlich! Nach etwa drei Kilometern verlangsamt sich mein Atem, meine Schritte auch. Die Landstraße schlängelt sich den Hügel hoch, hinter mir hupt es. Ein dunkelblauer Mazda fährt langsam mit heruntergelassenem Fenster an mir vorbei. Der Fahrer hat die Sonnenbrille ins Haar geschoben.

»Hey, Baby, steig ein. Ich weiß, was wir machen.«

Und gleich pocht es wieder im Hals. »Fahr weiter! Oder ich weiß, was gleich deinem Auto passiert!«

Der Fahrer gibt Gas, brüllt noch irgendwas, was ich nicht verstehe, und ist über den Hügel verschwunden. Ich kann kaum fassen, dass mich gleich wieder einer so doof anmacht. Und wieder würgt mich die Wut. Meine Schritte werden wieder groß und energisch, mein Atem schnell. Diese Arschlöcher! Hat jemals eine Frau, die so angebaggert wurde, erfreut reagiert? Ist irgendwas an mir, das diesen Typen sagt: Mit der kann man's machen? Ich laufe und fluche und knalle den Stenz mit jedem Schritt auf den Asphalt, als könnte der was dafür. Irgendwann spüre ich meinen Magen. Es ist Nachmittag, und ich habe seit dem Morgen nichts mehr gegessen und getrunken. Und ich bin immer noch mitten auf einer Landstraße im Nirgendwo, der nächste Ort kommt erst in etwa drei Kilometern, und von einem Moment auf den anderen fühle ich mich ausgebrannt und schwach. Ich bin ein Häuflein Elend in der Verkleidung einer Wandergesellin. Am liebsten würde ich mich auf der Stelle hinlegen und zusammenkauern, bis es mir besser geht. Aber das geht nicht, hier nicht und auch sonst nicht, denn Wandergesellen tun so etwas nicht. Und mit einem Mal wäre ich gerne einfach nur Theresa. Theresa, die angeekelt ist von Ulrich, die hungrige, durstige, müde Theresa. Ich habe plötzlich keine Lust mehr, in der Kluft ständig auf dem Präsentierteller zu stehen. Ich will jetzt einfach mal ein normales Mädchen sein, das nach Hause geht und sich verkriecht. Ich mag nicht mehr den Daumen raushalten, um weiterzukommen. Ich will mich selbst ans Steuer setzen oder in den Zug.

Aber es sind immer noch mindestens 20 Kilometer bis zu meiner Arbeitsstelle. An meinen Füßen scheinen Gewichte zu hängen, aber ich gehe weiter mit diesem müden Körper, unschlüssig, was ich jetzt tun soll. Gerade als ich beschließe, im nächsten Ort etwas zu essen und mich einfach nur auszu-ruhen, hält ein Transporter neben mir. Der Junge am Steuer ist etwa so alt wie ich, er hat dunkle Augen und glänzend schwarzes Haar.

»Kann ich dich mitnehmen?« Sein Lächeln erinnert mich an einen alten Freund.

»Gerne!« Ich klettere auf den Beifahrersitz und schließe die Augen.

Rashid heißt der Junge. Er arbeitet als eine Art Subunternehmer für die Post. Zwischen den Sitzen in der Ablage liegt eine Flasche. Das Wasser darin schwappt in den Kurven hin und her.

»Willst du einen Schluck?«, fragt er, als er meinen Blick bemerkt.

Mir ist noch nie aufgefallen, wie lecker Wasser schmecken kann. Ich kann kaum verhindern, dass ich in großen, gierigen Schlucken trinke.

Rashid lacht.

»Hast du auch Hunger?« Er sucht im Türfach, zieht einen Schokoriegel raus und hält ihn mir hin. Die süße, klebrige Masse füllt meinen Mund. Ich spüre förmlich, wie ich wieder zu Kräften komme.

Rashid lacht wieder.

»Wo musst du denn genau hin? Ich kann dich hinbringen.«

Normalerweise gehe ich beim Trampen immer irgendwie auf den Fahrer ein. Ich antworte auf Fragen und interessiere mich für das Leben des anderen. Aber hier bei Rashid im Wagen bin ich einfach mal wortkarg. Ich will nur meine Ruhe, und der Junge mit den schönen Augen und dem vertrauten Lächeln lässt mich. Er fährt mich bis vor die Tür des Betriebs

und hält mir noch einen seiner Schokoriegel hin, als ich aussteige.

»Warte mal«, ruft er mir hinterher, als ich mich schon zum Gehen wende. »Hast du nicht 'ne Telefonnummer? Darf ich dich mal anrufen?« Die Gesichtshaut des Jungen ist dunkler geworden, als er das sagt.

»Ich hab kein Handy, tut mir leid. Echt nett, dass du mich mitgenommen hast. Und danke für die Schokolade. Ich will jetzt einfach nur ankommen. Ich wünsch dir noch einen schönen Tag.«

Dann drehe ich mich um, um Rashids Enttäuschung nicht mitansehen zu müssen. Er weiß ja nicht, was für einen Scheißtag ich hatte. Er kann nicht ahnen, wie blöd ich angebaggert wurde, bevor seine Frage nach meiner Telefonnummer kam. Gerne hätte ich noch irgendwas richtig Nettos gesagt, etwas, das ihm zeigt, wie gut mir die Fahrt bei ihm im Auto getan hat. Nur heute finde ich keine netten Worte mehr, nicht für Annäherungsversuche.

KEIN ZUTRITT FÜR FRAUEN

Rashids trauriger Blick ist noch in meinem Kopf, die Wut über Ulrich noch in meinem Bauch, als ich die Werkstatt des Betriebs betrete. Der vertraute kalkige Geruch bringt mich in die Gegenwart. Der Händedruck von Herrn Sommer, dem Kräuter, ist fest und entschieden. Ich spüre die trockene, rissige Haut seiner Finger. Meine eigenen Hände werden auch so aussehen, wenn ich erst wieder Spachtel und Pinsel in der Hand halte.

»Schön, dass Sie Zeit haben«, sagt Herr Sommer mit warmer Stimme. »Sie sind uns ja empfohlen worden.«

So etwas macht mich immer verlegen, deshalb frage ich schnell, wo ich schlafen kann, um mich einzurichten.

»Sie können im Prinzip hier in der Werkstatt schlafen. Ihre Sachen können Sie dann tagsüber hier im Büro lassen. Hinten haben wir ein Bad, wo man auch duschen kann.«

Außer mir arbeiten hier noch Luisa und Bettina. Diese Betriebe werden fast immer von Männern geleitet, während die ausführenden Kräfte meist Frauen sind. Bettina ist etwas älter als ich. Ihr braunes Haar hat sie zu einem praktischen Zopf gebunden. Sie vergoldet gerade die Flügel einer Engelsfigur, als ich mich vorstelle. Ich beobachte, wie sie das hauchdünne Blattgold platt pustet, um es dann in kleinere Stücke zu zerteilen. Luisa rührt einen Kalkputz an. Immer wieder schüttet sie feinen Sand in einen Eimer mit weißlichem Schlamm, rührt und begutachtet das Ergebnis, dabei streicht sie ständig ihren blonden Pony mit dem Ärmel aus dem Gesicht. Ihre Augen sind sorgfältig schwarz umrandet. Sie scheint etwas jünger als ich zu sein.

»Hast du da auch Kosmetik drin?«, fragt sie mit Blick auf mein Gepäck.

»Klar! Ist bloß unpraktisch auf Wanderschaft mit Abschminken und so.«

Luisa nickt nachdenklich.



Am Abend liege ich auf einem aufgeschlagenen Feldbett in der Werkstatt, atme die kalkige Luft und lausche auf das Knacken der Werkstattwände. Herr Sommer hat Pizza für mich bestellt, und Bettina und Luisa waren so nett, mir Gesellschaft beim Essen zu leisten. Wir saßen im Hof in der Sonne, und die Welt schien wieder in Ordnung. Jetzt bin ich alleine in dieser fremden Werkstatt und warte auf den Schlaf, stattdessen sehe ich den blöden Wald, in den mich Ulrich gefahren hat. Ich sehe Rashids dunkle Augen, und dann sehe ich Blattgold, das sich nicht bändigen lassen will. Wie ein dünner Vorhang tanzt es hin und her, bis es durch einen Windstoß zu Boden gedrückt wird.

Als ich aufwache, scheint schon die Sonne durch die oberen Fenster. Ich packe meine Sachen und wasche mich. Bettina hat einen Pappbecher mit Kaffee für mich dabei. Wir sitzen in der Morgensonne auf dem Hof. Luisa hockt sich zu uns.

»Heute ist diese orthodoxe Kirche dran, oder?«

»Fein. Das hab ich noch nie gemacht«, sage ich.



»Hier werden wir den Sebastian treffen«, ruft Herr Sommer über die Schulter, während er den Firmentransporter mit Schwung um die Kurve lenkt. »Es gibt da so einen Bereich in der Kirche, in dem sie keine Frauen wollen.« Bettina, Luisa und ich blicken uns an. Das kann ja lustig werden.

Die Kirche streckt sich schlank vor uns in den Himmel. Drei golden schimmernde Zwiebeltürme schauen auf uns herunter. Kollege Sebastian wartet am Eingang. Er ist hochgewachsen, weswegen er den Kopf ein bisschen geneigt hält, so, wie das sehr große Menschen oft tun, weil sie ständig auf alle runtergucken müssen. Seine Hand ist warm und ein bisschen feucht. Er kann noch nicht lange mit der Lehre fertig sein. In der Kirche dauert es, bis sich meine Augen an das karge Licht gewöhnt haben. Als Erstes fällt mir auf, dass es hier keine Bänke gibt. Über dem unbestuhlten dunklen Steinboden wölbt sich eine üppig bemalte Decke. Da, wo in den Kirchen, in denen ich sonst zu tun habe, der Altar ist, steht hier eine Art Trennwand, auf der in dunklen Farben und viel Gold Heilige zu sehen sind: Jesus, Maria, die Apostel, die Jünger. Drei Türen sind in diese Trennwand eingelassen, eine große in der Mitte und zwei kleinere links und rechts davon.

»Dahinter ist der Altarraum«, erklärt Herr Sommer.

Da schlüpft aus einer der Nebentüren ein Herr mit grauschwarzem Bart und schwarzem Gewand. Er eilt auf uns zu und streckt Herrn Sommer die Hand hin. Uns nickt er zu, bevor er sich wieder an Herrn Sommer wendet.

»Nicht wahr, und Sie wissen ja, dass Ihre Mitarbeiterinnen nicht in den Altarraum sollen.« Dabei fällt ein besorgter Blick auf Bettina, Luisa und mich.

Herr Sommer nickt. »Ja, das macht der Sebastian hier.« Sebastian lächelt schief. Der Geistliche nickt, die Erleichterung ist ihm anzumerken.

»Der hat den Sebastian extra einstellen müssen, um den Auftrag zu bekommen«, flüstert mir Bettina zu, als wir gemeinsam alte Farbe von einer Wand entfernen. Mit kleinen Messern kratzen wir sie ab, um die drunterliegende Malerei nicht zu beschädigen. Grüngoldener Farbstaub rieselt auf den Boden. Meine weiße Hose wird nachher davon bedeckt sein, und wenn ich mir am Abend die Nase putze, werde ich den Beweis haben, dass ich die Farbe auch eingeatmet habe. Durch den Kirchenraum hallt unser Kratzen. Sebastian ist mit der Kamera im Allerheiligsten hinter der Ikonostase, so heißt die Trennwand, verschwunden. Er soll erst mal dokumentieren.

In der Mittagspause sitzen wir zusammen auf der Treppe vor der Kirche und lassen uns die Frühlingssonne ins Gesicht scheinen. Sebastian klickt sich durch die Bilder der Kamera, um zu sehen, von welchen sich ein Abzug lohnt.

»Was meinst du denn?«, fragt er mich schließlich und hält mir die Kamera hin. »Kann man die Schäden hier gut erkennen?«

Ein gewaltiger Riss in der Wand ist auf dem Bild zu sehen. Dunkelgrüne Farbe blättert davon ab.

»Ja, das ist gut erkennbar. Guck du doch auch mal, Bettina.«

Etwas komisch ist es schon, dass wir Gesellinnen den Raum hinter der Ikonostase auf dem Foto ansehen können, obwohl wir ihn nicht betreten dürfen. Wobei es für mich ganz selbstverständlich ist, dass ich mich über das Verbot nicht hinwegsetze. Der Respekt vor Religionen und den Regeln in religiösen

Gebäuden gehört zum Beruf der Kirchenmalerin dazu. Verstehen würde ich trotzdem gerne, warum ich den Altarraum nicht betreten darf. Was ist falsch an Frauen, dass sie diesen Raum nicht restaurieren dürfen?



Die Tage vergehen. Jeden Morgen fahren wir raus zur Kirche und schaben Farbe von der Wand. Wir Frauen machen einen Bogen um den Altarraum, diskutieren aber die anstehenden Arbeiten mit Sebastian anhand von Fotos. Am Abend fahren wir zurück, dann mache ich mir mein Bett in einer Ecke der Werkstatt, in der ich es mir schon gemütlich gemacht habe. Manchmal gehe ich noch mit Bettina und Luisa was trinken. Ich bin schon etwa zwei Wochen bei Herrn Sommer, da bittet er mich morgens, schnell noch etwas aus dem Büro zu holen. Während ich einen Ordner aus dem Regal ziehe, fällt mein Blick auf Erna. Mein Stenz lehnt in der Ecke des Raums, als hätte ihn jemand dort vergessen. Während meiner Arbeit hier brauche ich ihn nicht, da steht er nur nutzlos herum. Bevor ich den Raum verlasse, streiche ich kurz mit den Fingern über das glatte Holz. Es wird Zeit, weiterzuziehen. Ja, es ist angenehm hier. Herr Sommer ist ein guter Chef: Er schreibt uns nicht vor, wie wir unsere Arbeit machen sollen, und gibt uns das Gefühl, dass wir schon wissen, was wir tun. Und Bettina, Luisa und Sebastian sind lustige Kollegen. Es ist auch angenehm, jeden Morgen zu wissen, wo ich abends schlafen werde. Aber als ich Erna da stehen sehe, fühle ich mich, als wäre in mir drin ein Motor angesprungen. Ein großer Teil der Arbeit ist getan, den Rest schaffen sie auch ohne mich. Ich will weiterziehen, zu Orten, an denen ich noch nicht war.

»Kannst gerne noch bleiben«, sagt Herr Sommer, als ich ihm meinen Entschluss mitteile.

»Das ist schön, aber ich möchte weiter.«

»Tja, schade, aber komm gerne wieder. Adresse haste ja.«

Bettina bringt mich zum nächsten Bahnhof. Ich habe noch immer keine Lust, wieder den Daumen rauszuhalten, lieber starte ich irgendwo, wo ich die Fahrer persönlich ansprechen kann. Einmal noch nehmen Bettina und ich einander in die Arme, dann mache ich mich auf die Suche nach einem Schaffner, dem ich mein Sprüchlein aufsagen kann. Noch im Zug denke ich darüber nach, warum Frauen nicht in den Altarraum einer orthodoxen Kirche dürfen, denn das habe ich noch immer nicht verstanden.

KATHOLIKEN, KINDERLOSE UND ANDERE RICHTIGE MENSCHEN

Die Straße ist staubig, der Asphalt flimmert. Den Stenz habe ich über die Schulter gelegt, daran baumelt mein Jackett. Die Ärmel der Staude sind hochgekrempt, der Schweiß fließt in Strömen, der Hut scheint am Kopf festzukleben. Ich versuche gar nicht erst, ihn abzusetzen. Wieder bin ich auf der Landstraße unterwegs, dieses Mal im tiefsten Bayern (nicht Franken). Hier soll es einen Restauratorenbetrieb geben, bei dem ich arbeiten kann. Es sind noch gut 70 Kilometer. Weil man über die Autobahn von hier aus schlecht hinkommt, nehme ich die Landstraße. Hier ist auch die Hitze erträglicher. Aber ich bin nicht sicher, ob das eine gute Wahl war, denn die Gegend ist wie ausgestorben. Sie scheint in eine Art Sommerschlaf versunken zu sein. Seit einer gefühlten halben Stunde ist kein Auto mehr vorbeigekommen. Zu hören ist nur das Zirpen von den Wiesen, auf denen reglos ein paar Kühe ausharren. Die Sonne steht schon tief und brennt noch immer unbittlich. Meine Zunge klebt am Gaumen, ich muss dringend meine Wasserflasche auffüllen. Am liebsten würde ich jetzt irgendwo ankommen und vor mich hin dösen. Ein gelbes Schild verspricht: noch drei Kilometer bis zum nächsten Ort.

Meine Füße kochen in den Schuhen. Die Dr. Martens habe ich gegen ein paar Sneakers eingetauscht. Darin gibt es deutlich weniger Blasen, und überhaupt sind die viel bequemer, aber jetzt eben höllisch warm. Dann endlich die ersten Häuser, das Ortsschild. Ein zwiebförmiger Kirchturm ragt über rote Dächer. Es ist acht, sagt die Uhr. Ich will zum Pfarrer gehen und fragen, ob ich was zu trinken bekomme und irgendwo mein Nachtlager aufschlagen kann. Auch hier ist kein Mensch auf der Straße zu sehen, nur eine kleine schwarz-weiß gefleckte Katze huscht vorbei. Immerhin höre ich einen Hahn krähen, irgendwo dudelt ein Radio, es riecht nach Gegrilltem. Ich spüre meinen leeren Magen und marschiere weiter vorbei an geschlossenen Türen und Balkonen, von denen Geranien quellen. Auf dem Platz neben der Kirche ragt ein blau-weiß geringelter Maibaum in die Höhe.

Neben der hellen Zwiebelturmkirche träumt das Pfarrhaus in der Abendsonne. Es dauert, bis jemand auf mein Klopfen reagiert. Eine Frau mit geblümter Schürze öffnet und mustert mich. Ich stehe vor ihr staubig und verschwitzt und lächle mein freundlichstes Lächeln, als ich nach dem Herrn Pfarrer frage. Der Herr Pfarrer ist ein kräftiger Mann mit wenig Haar. Er betrachtet mich nachdenklich, während ich meinen Schnack aufsaugt. Hinter ihm steht die Frau, ich vermute, die Haushälterin, mit verschränkten Armen und lässt mich nicht aus den Augen.

»Warten's«, sagt der Pfarrer und schließt die Tür wieder. Ich blicke auf dunkles Holz. Vom Kirchturm läutet es. Ein Hund läuft vorbei und hebt das Bein an der Friedhofsmauer. Von drinnen höre ich Gemurmel. Erst leise und eindringlich, dann wird es lauter. »... geht nicht ...«, höre ich. Dann versiegt das Gemurmel wieder, die Tür wird geöffnet, doch dieses Mal nur einen Spalt.

»Des tut mir leid«, sagt der Pfarrer. »Ich kann Sie leider net hier schlafen lassen. Als katholischer Pfarrer darf ich nachts

net alleine mit einer jungen Frau im Haus sein. Des verstehen Sie doch.«

Ich denke an die leeren Straßen, an die Hitze und an die hereinbrechende Nacht. Dass er mich wegschicken will, scheint mir so gar nicht mit dem christlichen Gedanken von Nächstenliebe zusammenzupassen.

»Wo kann ich denn um diese Uhrzeit noch unterkommen?«

»Da werden's scho was finden.«

»Aber ...«

»Hier, nehmen Sie.« Der Pfarrer hält mir einen Fünfeuroschein hin. Mit einem Klacken fällt die Tür zu, kaum dass ich das Geld in der Hand halte. Ich weiß nicht, wie lange ich vor der geschlossenen Tür stehe, den knittrigen Geldschein in der Hand. Etwas fühlt sich falsch an. Es ist das allererste Mal, dass ein Geistlicher mir eine Unterkunft verwehrt. Ich habe auch den Grund nicht wirklich verstanden. Mir fällt diese Geschichte vom barmherzigen Samariter ein. Die müsste er doch kennen. Ich klopfe nicht noch einmal, um ihn danach zu fragen, obwohl ich gerne hören würde, was er dazu sagt. Das wäre aufdringlich und würde zu nichts führen. Menschen, die einmal deutlich gemacht haben, dass sie einem nicht helfen wollen, kann man nicht dazu überreden.

Es ist absolut ungewöhnlich, dass kirchliche Amtsträger Wandergesellen wegschicken. Normalerweise finden die immer eine Übernachtungsmöglichkeit für uns.

Mir bleibt nichts übrig, als weiterzuziehen. Notfalls werde ich die Nacht durchlaufen und dann morgen irgendwo schlafen. Warm genug ist es dafür. Und wieder komme ich an üppigen Geranienbalkonen vorbei, rieche Grillfleisch und kicke einen Stein über die staubige Dorfstraße. Und dann kommt plötzlich doch Leben in den Ort. Ein Traktor rattert von einem Hof auf die Straße. Ich mache dem Fahrer ein Zeichen, dass ich etwas fragen will.

»Wo kann ich hier Wasser kaufen?«
»Straße runter bis zum Ende, dann kommt das Ortsschild,
und dann ist da die Tankstelle.«



Die Leuchtreklame brennt schon, als ich ankomme. Die Sonne steht rot am Horizont. Zwei Autos halten an den Zapfsäulen, ein weiteres parkt an der Seite. Hier ist im Gegensatz zum Rest der Gegend richtig was los. Im Innern surrt ein Ventilator. Eine Frau steht vor dem gläsernen Kühlschrank und begutachtet die Getränkeauswahl, ein älterer Herr zahlt gerade, ein jüngerer wartet mit gezücktem Portemonnaie dahinter. Ich atme tief ein und sage, so laut ich kann: »Entschuldigen Sie bitte, kann mir einer von Ihnen sagen, wie weit es bis zum nächsten Ort ist?«

Der Zahlende zuckt nur die Schultern, die Frau bei den Getränken wendet nicht mal den Kopf, aber der mit dem Portemonnaie in der Hand fragt: »Was willst du denn da?«

»Ich suche eine Übernachtungsmöglichkeit. Weißt du, ob es da einen Pfarrer gibt, den ich danach fragen kann?«

Der Mann mustert mich, er ist vielleicht zehn Jahre älter als ich und hat unfassbar blaue Augen. »Ich kann dich mitnehmen. Ich wohn da.«

Im roten Ford Fiesta sitzt eine Frau auf dem Beifahrersitz. Auch sie hat blaue Augen, das blonde Haar hat sie zu einem dicken Zopf gebunden. Nils und Katja sind Mitte 30 und wohnen schon ihr ganzes Leben in dieser Gegend. Sie können sich ein Leben auf Tippelei nicht vorstellen und wollen alles darüber wissen. Beim letzten bisschen Tageslicht erreichen wir den nächsten Ort. Auch hier steht eine kleine Kirche mit Zwiebelturm. Nils hält daneben. Und wieder stehe ich vor einem Pfarrhaus und klopfe, lausche in die Stille und klopfe wieder. Über dem kleinen Ort wölbt sich dunkelblau die Nacht. Eine kleine Lampe über der Tür spendet Licht. Nichts regt sich. Nils und

Katja winken mir vom Innern des Autos zu. Sie wollen warten, bis ich drin bin. Ich gehe ein paar Schritte um das Haus herum. Kein Fenster ist erleuchtet. Es scheint niemand da zu sein.

»Es gibt noch ein Gasthaus hier«, sagt Nils. »Ich fahr dich eben hin. Wir zahlen dir das Zimmer.«

»Oder ...«, im Halbdunkel des Wagens meine ich zu sehen, wie Katja Nils anblickt. »Oder du schläfst einfach bei uns.«

Ein einsames Gasthauszimmer oder das Zusammensein mit den netten Menschen hier. Ich will lieber mit zu Nils und Katja.

Die beiden haben ein kleines Haus am Ortsrand, das erst vor drei Jahren fertig geworden ist. Es riecht noch alles neu und ein wenig unbewohnt.

»Weißt du, Resi, an manchen Tagen sitze ich hier und guck auf die Weide hinterm Haus und frage mich, was ich hier eigentlich mache«, sagt Katja. Wir sitzen auf der Terrasse, ein milder Wind weht, die Flammen der Kerzen flackern. Wir haben ein paar Würstchen gegrillt und Nudelsalat gegessen. Jetzt trinken wir kühles Bier aus Flaschen.

»Ja, ich bin wegen der Arbeit viel unterwegs«, sagt Nils und blickt zu Katja.

»Manchmal denke ich, dass es falsch war, hier zu bauen«, sagt sie. »Jetzt haben wir Schulden und müssen ewig hierbleiben.«

»Müsst ihr doch gar nicht. Vielleicht könnt ihr das Haus ja vermieten? Und irgendwo anders hinziehen.«

Die beiden schweigen, als hätten sie diesen Gedanken selbst schon gehabt, aber wieder verworfen.

Später darf ich meinen Schlafsack auf dem gemütlichen Ausklappsofa ausrollen. In dieser Nacht bei Nils und Katja schlafe ich wie ein Stein.



»Wie kommst du jetzt weiter?«, fragt Katja am nächsten Morgen. Mein Gepäck ist schon wieder in den Charlies verstaut, das Schlafsofa eingeklappt.

»Ich glaube, ich versuche es heute noch mal über die Autobahn. Wisst ihr, wie ich am besten zu einer Raststätte komme?«

»Wir fahren dich hin«, sagt Nils, als wäre es selbstverständlich.

Über Nacht ist es kaum abgekühlt. Im Wagen hängt noch die Hitze des letzten Tages. Der Fahrtwind zerrt an den Haaren. Bauernhöfe, üppige Gärten, Weiden mit vereinzelt Kühen. Erst als wir auf die Autobahn fahren, schließen wir die Fenster. Im Radio singt ein Sänger zu trägen Rhythmen. Ich lehne mich auf der Rückbank zurück und schließe die Augen. Vorne erzählt Nils Katja etwas, was ich nicht verstehen kann. Aber es klingt ein bisschen wie ein Vater, der dem Kind eine Gutenachtgeschichte erzählt. Als ich die Augen öffne, sehe ich Katja lächeln, dabei legt sie ihm die Hand aufs Knie. Eine Beziehung kam mir immer als etwas sehr Anstrengendes vor, aber bei Katja und Nils scheint es ganz einfach und leicht zu sein. Es wirkt, als ob sie ein schönes Leben zu zweit verbringen.

Die Tankstelle ist noch relativ leer. Ein paar Familien mit voll bepackten Wagen stehen auf dem Parkplatz. Aus dem Schnellrestaurant duftet Kaffee gegen die Abgase an.

»Hast du auch Hunger?«, fragt Katja. »Ich hab gerade gesehen, dass sie hier Bauernfrühstück haben. Wir laden dich ein.«

Es gibt Rührei mit Speck zu knusprig weichen Brötchen. Von unserem Platz aus können wir den Parkplatz beobachten, wo immer neue Autos halten. Aus einem blauen Volvo steigt eine Familie aus. Der Vater öffnet die hintere Tür, zwei Jungen klettern an ihm vorbei ins Freie. Auf der anderen Seite des Wagens holt die Frau ein Baby aus der Sitzschale.

»Warum habt ihr eigentlich keine Kinder?«, frage ich.

Nils blickt auf seinen Teller, als wollte er die Krümel darauf zählen. Katja starrt der Familie hinterher und richtet ihren Pferdeschwanz.

»Weißt du, Resi, wir hätten ja gerne welche, aber es geht nicht.«

»Wart ihr mal beim Arzt?«

»Glaub mir, ich hab alles probiert. Hormonbehandlung, künstliche Befruchtung, das ganze Programm. Das hat alles nichts gebracht. Die ganze Zeit hab ich das Gefühl, dass etwas mit mir nicht in Ordnung ist. Alle Frauen kriegen Babys ganz normal, nur ich schaffe es nicht mal mit Hilfe. Das ist so ...«

Nils nickt, ohne aufzusehen.

»Ich will das nicht mehr«, sagt Katja.

»Wisst ihr denn, woran es liegt?«

»Nicht genau. Die Ärzte sagen, bei mir ist alles gesund, bei Nils auch. Es passt nur irgendwie nicht.«

Katja wirft Nils einen Blick zu, der presst die Lippen aufeinander und schaut aus dem Fenster. Im Auto wirkten die beiden noch so innig, jetzt ist es, als hätte meine Frage eine unsichtbare Wand zwischen den beiden hochgezogen.

»Ich ... wir hätten so gerne Kinder. Es soll wohl nicht sein.«

Nils räuspert sich. »Na ja, ich hab ja gesagt, dass du frei bist. Noch bist du jung genug. Du kannst es mit einem anderen versuchen.«

Katja schluckt und schiebt den halb vollen Teller weg. »Ich will aber nicht weg von dir«, sagt sie leise.

Nils lässt das Besteck sinken und wendet den Kopf ab.

»Aber selbst wenn Katja von einem anderen schwanger werden sollte, könntet ihr das Kind doch zusammen großziehen«, sage ich.

Nils schüttelt den Kopf. »Nein ... Nein, das will ich so nicht. Ich will nicht das Kind von einem anderen Mann.«

Katja atmet hörbar aus, so, als hätte sie dieses Gespräch schon tausend Mal geführt. Ihr Kinn bebte. Nils' Mund ist klein und fest.

»Wahrscheinlich kann ich auch keine Kinder kriegen, also gar nicht. Das hat mir mal ein Arzt gesagt«, sage ich in die Stille.

Zwei blaue Augenpaare blicken mich an.

»Ich kann mir gut vorstellen, ein Kind aufzunehmen und großzuziehen. Ihr beiden wärt bestimmt tolle Eltern, ganz egal, ob das Kind eure Gene hat oder nicht.«

Katjas Augen sind feucht. Ich packe meine Sachen zusammen, um mich auf den Weg zu machen.

»Warte«, sagt Katja, »wir bringen dich hin.«

Der Parkplatz ist voll, als wir fahren. Die Sonne wird von den Autoscheiben zurückgeworfen. Der Asphalt flimmert. Im Radio singt jetzt eine Frau mit seidiger Stimme über einen heißen Tag am Strand. Draußen rasen wieder Weiden und Wälder vorbei. Ganz hinten am Horizont stehen grau, weiß und steinig-spitz die Alpen. Einmal streicht Nils' Hand vorsichtig über Katjas Bein.

Nils hält vor dem Haus, in dem der Betrieb sein soll. Eine Weile sitzen wir im Wagen.

»Danke!«, sage ich.

»Ich danke dir auch«, sagt Nils.

»Schreib uns deine E-Mail-Adresse auf«, bittet Katja.

Beide drücken mich fest zum Abschied. Als sie fahren, winke ich, bis sie ganz aus meinem Blickfeld verschwunden sind. Kurz bleibe ich stehen, atme tief ein und wieder aus. Wie schnell mir die beiden ans Herz gewachsen sind ... Meine Gedanken kreisen noch einen Moment um das Gespräch über das Kinderkriegen (dass ich ein wenig geflunkert habe mit dem Kinderkriegen, wird mir hoffentlich verziehen) und ihre Beziehung, und ich wünsche mir, während ich meinen Weg fortsetze, dass die beiden zusammenbleiben.



Die Königin auf der Erdbeere.

FREMD UND ZUSAMMEN - DIE TIPPELEI UND DIE LIEBE

VOM SUCHEN UND FINDEN

Die Gesellin läuft über den Rasen und blickt dabei konzentriert auf den Boden, als gäbe es dort etwas besonders Interessantes zu sehen. Sie macht das schon eine ganze Weile und scheint alles um sich herum vergessen zu haben. Offensichtlich ist sie Köchin oder Bäckerin, denn sie trägt zu ihrer schwarzen Hose ein Pepita-Jackett (Pepita ist dieses schwarz-weiße Muster, das aussieht, als ob die Karos ineinanderfließen würden).

»Alles okay? Suchst du was?«

»Ich hab meinen Ohrring verloren«, sagt sie, ohne aufzublicken.

»Wie sieht der denn aus?«

Sie reibt sich am Ohrläppchen, als würde ihr das helfen, sich daran zu erinnern: »Silberne Kreole. Die muss hier irgendwo sein.« Dann blickt sie unvermittelt hoch. Ihre Augen sind wie blaue Scheinwerfer. Ihren Schlapphut hat sie schräg aufgesetzt, rote Strähnen gucken darunter hervor. Die meisten Gesellinnen und Gesellen hier auf der Heimgehparty von Frede

Goldschmiedin kenne ich, aber diese habe ich noch nie gesehen.

»Soll ich dir helfen?« Ich bin selbst überrascht, dass ich das anbiete. Eigentlich wollte ich nach Birgit Ausschau halten, mit der ich verabredet bin.

»Gern«, sagt sie, und es dauert ein bisschen, bis ich begreife, dass sie damit meine Hilfe angenommen hat.

»Bist du Köchin?«

»Richtig. Nicht schlecht geraten.« Und dann blickt sie mich wieder mit diesen blauen Augen an, als wollte sie noch mehr sagen, doch ihr Blick geht unvermittelt wieder auf den Boden. Sie heißt Katharina und ist noch nicht lange unterwegs. Eine Freundin hat sie mit hierher gebracht.

Stück für Stück durchkämmen wir den Rasen. Irgendwann gehen wir in die Hocke, Katharina kriecht auf allen vieren über den Boden. Ich vermeide das, Grasflecken gehen echt schlecht raus aus weißen Hosen.

»Bist du sicher, dass du ihn hier verloren hast?«, frage ich.

»Ich glaub schon.« Sie fährt mit der Hand über die Wiese und murmelt: »Ich muss den finden. Mein Freund Ove hat ihn mir extra für die Wanderschaft geschenkt. Das ist ein Glücksbringer!«

Hier liegen Bierdeckel, Zigarettenstummel und Kaugummipapierchen, aber weit und breit keine Kreole. Das Hocken wird langsam unbequem, selbst auf Katharinas schwarzen Hosen zeichnen sich Flecken auf den Knien ab. Und da kommt auch schon Birgit und streicht mir über den Rücken. »Wir trinken da drüben ein Bier, kommst du mit?«, sagt sie.

»Ich muss Katharina noch helfen. Ich komm gleich«, höre ich mich sagen. Aus irgendeinem Grund will ich die Köchin hier nicht alleine lassen. Ich bücke mich wieder über das Gras und suche weiter den Boden nach etwas Glänzendem ab.

»Wir sollten aufhören, den finden wir hier nicht, und gleich wird's auch dunkel.« Es ist eine ganze Weile vergangen. Meine

Glieder sind steif geworden. Ich schüttle meine Beine aus, um sie zu lockern.

»Ich muss den Ohrring aber finden!« Katharinas Stimme hat etwas Dringliches, ihre Augen leuchten mich an.

»Aber du musst doch auch mal was essen und trinken. Und vielleicht stößt du dann auf den Ohrring, wenn du ihn nicht mehr suchst.«

»Ich muss ihn finden«, murmelt sie weiter, »er ist mein Glücksbringer.« Zwischen ihren Scheinwerferaugen zieht sich eine Falte zur Stirn.

»Komm jetzt. Lass uns ein Bier trinken und was essen. Und dann setzen wir uns gemütlich ans Feuer.« Katharina sieht so unglücklich aus, dass es kaum auszuhalten ist. »Ich hab eine Idee«, rede ich weiter. »Ich mach dir einfach einen neuen Ohrring, der dann dein Glücksbringer werden kann.«

Zögernd richtet sie sich auf. »Ehrlich?«

»Ja klar.«

»Hand drauf.«

Ich bin nicht sicher, ob es eine gute Idee ist, das zu versprechen, aber aus der Nummer komme ich jetzt nicht mehr raus. Wir reichen uns die Hände. Ihre ist rau und trocken. Hoffentlich vergisst sie das mit dem Ohrring wieder, denke ich.



»Resi, aufwachen!«, ruft Birgit.

»Ich bin doch schon wach. Außerdem heißt das: Guten Morgen!«, murmele ich und wechsele meine Position, um direkt in Birgits Gesicht zu blicken. Seit einer Stunde liege ich schon wach neben ihr im Zelt und habe mich nicht gerührt.

»Ist was?«

»Nö«, sage ich, und es ist ja auch nichts. Nur dass ich die ganze Nacht an Katharina denken musste. Wir saßen zusammen am Feuer und haben uns den ganzen Abend unterhalten. Beim Sprechen gestikuliert sie die ganze Zeit mir ihren Hän-

den, die superschön, schmal und trotzdem kräftig sind. Und dann diese blauen Augen.

»Resi, willst du mir was vormachen?«

»Wieso?«

»Da ist doch was. Ich sehe es an deinem Blick!«

Wie leicht Birgit mich durchschauen kann. Sie kennt mich einfach zu gut. »Gestern«, beginne ich zögernd, »da war doch dieses eine Mädchen mit der Pepita-Kluft ...«

»Katharina Köchin, meinst du? Die, die gestern auf allen vieren über die Wiese gekrochen ist?«

»Ja, genau, die!« Ich ringe nach den richtigen Worten. »Ich musste die ganze Nacht an sie denken.« Dabei rutsche ich ein paar Zentimeter in den Schlafsack, so, als wolle ich mich verstecken.

Birgit zögert einen Moment. »Du meinst, du bist verliebt?«

»Nein, ich denk nur an sie.« Mir wird warm im Gesicht, als ich das sage. Natürlich bin ich nicht verliebt, aber es gibt doch diese Aufgeregtheit, die Begegnungen mit interessanten Menschen auslösen.

»Und findest du sie toll?«

»Ich weiß nicht«, murmele ich.

»Du bist fasziniert!«, stellt Birgit fest.

Ich schiebe den Rand meines Schlafsacks ein bisschen höher vor mein Gesicht.

»Ist doch nicht schlimm, Resi. Sträub dich nicht dagegen. Genieß es einfach.«

Das sagt sich so einfach. Ich hoffe lieber, dass Katharina mir schnell aus dem Kopf geht. Ich will mich nicht verlieben, und schon gar nicht in eine Frau.



Ein paar Wochen später treffe ich Katharina wieder. Wir sind beide zur Losgehparty von Till Tischler zugereist. Ich hab gehofft, dass sie kommt, und gleichzeitig habe ich mich davor gefürchtet.

Als ich sie dann sehe, mit der Pepita-Jacke und diesen Augen, klopft mein Herz so, dass ich fürchte, man kann es durch die Kluft hindurch sehen. Das ist anstrengend, und ich würde das gerne abstellen, aber es geht nicht. Katharinas Nähe macht mich kribbelig. Deshalb will ich die Flucht nach vorn antreten. Wenn ich mich mit ihr unterhalte, geht dieses Gekribbel bestimmt ganz von selbst weg. Aber das mit dem Unterhalten klappt irgendwie nicht, denn immer wenn ich mich gerade aufgerafft habe, etwas zu ihr zu sagen, ist sie schon wieder weg oder redet mit jemand anderem. So geht es bis zum Abend, an dem wir auf einer Bretterveranda sitzen – die Familie von Till, etwa 20 Wandergesellen und einige seiner besten Freunde, die zum Abschiednehmen gekommen sind. Die ganze Zeit denke ich fieberhaft darüber nach, wie ich ein Gespräch mit Katharina anfangen kann. Ich sitze ganz in ihrer Nähe, ich spüre ihre Anwesenheit beinahe körperlich, aber mir fällt kein einziges interessantes Gesprächsthema ein. Das Geplapper der anderen geht an mir vorbei, irgendwann fängt es an zu regnen. Die Tropfen fallen prasselnd auf das Dach über uns. Franz Bootsbauer hat seine Gitarre ausgepackt und klimpert darauf herum.

»Resi?« Mit einem Mal klopft mir Isa Schneiderin auf die Schulter. Ich zucke zusammen, so tief war ich in Gedanken versunken.

»Der rote Schlafsack, auf dem ›Women's Dream‹ draufsteht, das ist doch deiner?« Ich nicke, ich freue mich bei jedem Hineinkuscheln über diese Aufschrift. »Irgendwer hat das Zelt offen gelassen. Dein Schlafsack hat den ganzen Regen abbekommen.«

»Oh nein, ist der jetzt nass?« Mit einem Schlag sind alle Gedanken an Katharina einem anderen Problem gewichen.

»Tut mir leid, ich wollt's dir bloß sagen.«

»Und jetzt?«

Es fallen nur noch ein paar Tropfen, als ich im Dunkeln zum Zelt stolpere. Und es ist wirklich gut, dass Isa mir Bescheid gesagt hat. Ich kann in dem Schlafsack, der am Kopfende völlig durchnässt ist, heute Nacht auf keinen Fall schlafen. Ich kann froh sein, wenn er bis morgen wieder trocken ist. Erst einmal nehme ich ihn mit unter das Dach der Veranda, damit er nicht noch mehr Regen abbekommt. Es ist April, nachts wird es noch richtig knackig kalt. Ich hatte mich schon auf den warmen Schlafsack gefreut, und jetzt habe ich keine Ahnung, wie ich die Nacht verbringen soll. So ein Mist.

»Hab ich richtig gehört, dein Schlafsack ist nass?« Katharina beugt sich zu mir rüber. »Dann komm doch mit ins Haus. Einige von uns schlafen dort im Wohnzimmer auf dem Boden. Da ist sicher noch ein Plätzchen für dich.«

Die Möglichkeit, in Katharinas Nähe zu übernachten, macht mich noch kribbeliger. Ich ahne, dass eine Nacht im Zelt in meinem Schlafsack erholsamer wäre.

Im Wohnzimmer von Tills Eltern riecht es nach Schweißfüßen und feuchter Kleidung. Wir müssen über ein paar Gestalten steigen, die schon auf dem Boden schlafen. Im Halbdunkel erkenne ich eine Schrankwand auf der einen Seite, auf der anderen ein riesiges Sofa, auf dem auch zwei Gesellen liegen. Ein weiterer schläft in Embryohaltung auf einem Sessel. Der Couchtisch ist an die Wand geschoben worden, und daneben auf den dunkel glänzenden Fliesen hat Katharina ihr Nachtlager aufgeschlagen.

Ich lege ein Polster, das ich draußen von einem Gartenstuhl genommen habe, dazu, knapp einen Meter ist es lang, viel zu kurz für mich. Eine Jutedecke konnte ich auch noch auftreiben. Und während Katharina raschelnd das Jackett und die Hose auszieht, lege ich mich lieber angezogen hin. Ganz klein mache ich mich auf der dünnen Unterlage, damit mein Körper mög-

lichst wenig Kontakt zu den Fliesen hat. Der grobe Stoff der Jutedecke kratzt höllisch am Hals und an den Handgelenken. Katharina ist neben mir in ihren Daunenschlafsack gestiegen. Das ist sicher so einer, der auch noch bei minus 20 Grad kuschelig warm hält.

»Gute Nacht«, sage ich zu Katharina und versuche, den harten, kühlen Boden unter mir zu ignorieren.

»Schlaf schön.«

Im Dunkeln kann ich nur noch die Umrisse ihres Kopfs erkennen, ihre Haare und einen Teil ihres Ohrs.

Am anderen Ende des Raums höre ich eine Standuhr ticken, die Geräusche verschmelzen mit dem Schnarchen der Gesellen. Ich schließe die Augen und warte auf Schlaf, aber das ist vollkommen zwecklos. Egal, wie ich mich hinlege, entweder berühren mein Kopf oder meine Beine die Fliesen. Die Jutedecke hält natürlich auch nicht warm. Ich versuche mich zu entspannen, aber die Kälte kriecht in mich rein, bis ich von oben bis unten zittere und bibbere, es schüttelt mich regelrecht, meine Zähne fangen an zu klappern. Keine Aussicht auf Schlaf. Die Standuhr summt zur vollen Stunde eine Melodie.

»Ist was?«, flüstert Katharina in die Dunkelheit. Ich dachte, sie würde längst schlafen.

»Mir ist total kalt.«

Mit der Hand tastet sie nach meiner Decke. »Scheiße, die hält ja gar nicht warm.«

»Nee.«

Ich versuche, tief zu atmen, um nicht mit den Zähnen zu klappern.

»Ich habe eine Idee«, flüstert Katharina wieder. »Wir nehmen deine Decke als Unterlage, und mit meinem Schlafsack decken wir uns zu.«

»Aber wird dir dann nicht kalt?«

»Das wird schon nicht passieren.«

Leise stehen wir auf und breiten die Decken so aus, dass wir beide genügend Platz haben. Dann schlüpfen wir dicht nebeneinander unter den Schlafsack, damit er uns beide bedeckt. »Oh, scheiße, bist du kalt«, flüstert Katharina. »Lass uns mal näher zusammenrücken, damit dir schneller warm wird.«

Ich rutsche näher an sie heran. Ihr Körper ist weich und warm, aber es ist eine elektrische Wärme, die mich ganz unruhig macht. Ein paar Minuten liegen wir so aneinandergeschult. Ich ahne schon, dass ich auch so nicht in den Schlaf finden werde. Katharinas Atem geht nach einer Weile wieder ruhig. Sie wird eingeschlafen sein. Vorsichtig drehe ich mich zu ihr um, sodass unsere Gesichter einander zugewandt sind. Für einen kurzen Moment habe ich den Eindruck, sie hätte die Augen aufgeschlagen und würde mich auch ansehen.

Und dann beuge ich mich vor und küsse sie auf den Mund.

Ich kann selbst nicht sagen, was da in mich gefahren ist, es geschieht ganz von alleine. Und sie: lässt es geschehen und rührt sich nicht. Ihre Lippen sind weich und gleichzeitig fest. Ich bin so überwältigt davon, dass ich es gewagt habe, diese Frau zu küssen, dass ich mich schnell umdrehe. Ihr Arm legt sich von hinten um mich. Ich spüre mein Herz klopfen, höre das Ticken der Uhr, das Schnarchen der schlafenden Gesellen und direkt hinter mir Katharinas leisen Atem. Ich hab es getan: Ich hab sie geküsst, und sie scheint einverstanden damit.

Das alles ist gut.

Supergut.



»Wenn du mir sagst, wo du jetzt hinfährst, könnte ich dir einen Brief schreiben«, sage ich. Umständlicher kann man wohl nicht ausdrücken, dass man mit jemandem Kontakt halten will.

»Schreib ich dir gleich auf.« Katharina ist damit beschäftigt, ihren Daunenschlafsack einzurollen. Ihren Deckel hat sie noch nicht aufgesetzt, ihr schulterlanges rotes Haar ist heute Mor-

gen zu einem Pferdeschwanz gebunden. Nach dem Kuss in der letzten Nacht kommt sie mir irgendwie abweisend vor.

»Ich bin die nächsten zwei Wochen bei einem Krauter in der Nähe von Passau«, erkläre ich und krame in meinen Taschen nach Stift und Zettel. »Nach der Ortsschildkletterei klinge ich mich aus. Muss morgen in Bayern sein.«

»Aha.« Sie nickt, dabei wippt ihr Zopf hoch und runter.

»Ich schreib dir die Adresse auf.«

Katharina stopft den Schlafsack in den dafür vorgesehenen Beutel und nickt, ohne aufzublicken.

»Du kannst mir ja auch noch deine Mail-Adresse geben«, schlage ich vor. Katharina nickt wieder, während sie immer noch mit dem Schlafsackbeutel kämpft. »Also, wenn du mit Packen fertig bist.« Sie brummt etwas vor sich hin, das ich nicht verstehe. Ich traue mich nicht nachzufragen. Den Zettel mit meiner Adresse lege ich auf ihren Charlie. Und weil sie noch immer nicht wirklich darauf reagiert, drehe ich ihr den Rücken zu und gehe nach draußen.

Ich erhalte Katharinas Brief nach einer Woche. Ich habe nicht damit gerechnet, dass sie sich noch melden wird. Sie war so schweigsam nach meinem Kuss. Und nun schreibt sie, dass sie noch ein paar Tage bei Tills Losgehtippelei dabei war, dann ist sie weiter zu einer Freundin nach Oldenburg. Und dahin schicke ich ihr meine Antwort. Ich beschreibe ihr eine zartgrüne Wiese, an der ich vorbeigekommen bin, die Frühlingssonne, die Maiglöckchen und Margeriten am Wegrand. Ich will, dass sie merkt, wie empfindsam und feinsinnig ich bin; ich will, dass sie sieht, wie gut ich mich ausdrücken kann; und vor allem will ich, dass sie mich einfach toll findet. Und dann schreibe ich noch: »Das Essen würde viel besser schmecken, wenn du es kochen würdest«, und meine damit, dass ich gerne in ihrer Nähe wäre.

Als diesmal kein Brief von ihr kommt, will ich mir Katharina lieber aus dem Kopf schlagen. Das alles ist mir jetzt schon viel

zu kompliziert. Blöderweise funktioniert es nicht mit dem Aus-dem-Kopf-Schlagen. Sobald ich ihren Namen höre, bin ich elektrisiert, und alles ist wieder da: ihre Augen, die Haare und ein einziger Kuss, von dem ich nicht weiß, ob er etwas zu bedeuten hat. Und die Frage: Mag sie mich, wie ich sie mag? Und: Wie mag ich sie überhaupt?

Birgit lacht, als ich ihr von dem Kuss erzähle. Ich verstehe nicht ganz, warum diese Ungeheuerlichkeit zum Lachen ist, aber dann lache ich mit, und das tut gut.

»Ist doch super«, sagt sie schließlich.

»Aber sie will nichts von mir wissen«, wende ich ein.

»Du hast es ja noch gar nicht richtig versucht«, sagt Birgit.

Ich finde schon, dass ich es versucht habe. Und auf der anderen Seite weiß ich auch gar nicht, was ich versuchen soll. Was bitte soll daraus werden, wenn wir uns wieder küssen? Bin ich wirklich so, dass ich Frauen liebe?



Das Frühjahr ist verregnet. Die Sonne zeigt sich selten und dann nur zögerlich hinter Wolken. Ende Juli bricht mit einem Mal der Sommer los, mit einer solchen Hitze, dass man es tagsüber nur in kühlen Kirchengewölben aushält. Und gerade als die Menschen sich daran gewöhnt haben, verschwindet die Hitze wieder. Anfang September hat das Wetter beschlossen, auf Herbst umzustellen, und das Thermometer bleibt stur unter 20 Grad. In dieser Zeit sind Birgit und ich in Böldental auf dem Demeterhof der Familie Sander. Die Tochter der Landwirte ist Tischlerin und selbst auf Wanderschaft gewesen, deshalb nehmen sie Gesellen hier besonders gastfreundlich auf. Wir helfen ein bisschen mit, bei den Tieren und wenn mal was am Haus zu tun ist. Vor allem dürfen wir mitessen. Gekocht wird bio und reichlich. Mit uns sind Watzel und Meike hier, die ich bei meiner Losgehtippelei kennengelernt habe. Ich habe mich bereit erklärt, das Wohnzimmer zu

streichen. Und während ich – natürlich mit der Bürste, nicht mit der Rolle – Farbe auf die Wand aufbringe, tritt Birgit in den Raum.

»Rate mal, wer noch zureist?«

»Woher soll ich das wissen?« Ich blinzele Birgit von meiner Leiter herab an.

»Ach komm schon. Rate doch mal!« Ihre Stimme hat etwas Geheimnisvolles. »Denk an jemanden, den du richtig gerne hast.«

»Du bist doch schon da.«

»Ach, komm.« Sie gibt mir einen Klaps auf den Hintern. Dann hält sie es offenbar nicht mehr aus. »Ich hab gehört: Katharina soll heute zureisen.«

»Aha.« Ich spüre mein Herz klopfen, deutlich, ich höre es sogar. Dann wende ich mich wieder der Arbeit zu, aber ich bin hektischer als vorher. Meine Bewegungen sind fahrig, ich fühle mich gehetzt, als wäre es ungeheuer wichtig, dass ich fertig bin, wenn Katharina kommt. Birgit ist ein bisschen enttäuscht, dass ich sie gar nicht mehr beachte, aber ich weiß, dass sie mir das nicht übel nehmen wird. Ich habe jetzt zu tun. Eilig streiche ich zu Ende, eilig räume ich alles weg und wasche den Pinsel aus. Dann gehe ich in die Werkstatt, in der zum Glück niemand ist, und mache die Tür hinter mir zu. Ich brauche dringend einen sicheren Ort, einen Ort, an dem Katharina nicht einfach auftauchen kann mit ihren Scheinwerferaugen und ihren superschönen Händen. Das geht mir alles zu schnell und zu weit. Während ich an der Wand der Werkstatt lehne, fällt mein Blick auf die Arbeitsplatte. Ein Draht aus Metall liegt da. Vielleicht könnte ich ja mein Versprechen einlösen und Katharina einen Ohrring machen? Ich lege mir eine Zange auf der Werkbank zurecht, rücke den Stuhl nah heran und beginne vorsichtig, den Draht zu biegen. Ich muss aufpassen, dass er nicht bricht. Die erste Form entsteht. Ich stelle mir eine Art Käfig vor, in dessen Mitte eine Kugel aus Horn oder Knochen

eingesetzt werden soll. Die Arbeit tut gut. Mein Atem wird ruhiger. In der Werkstatt fühle ich mich sicher. Bis Birgit die Tür aufreißt: »Katharina ist da!«

Birgit denkt, ich freue mich. Aber ich freue mich gar nicht. Ich will einfach nur weglaufen und mich irgendwo einbuddeln. Und ich finde es ganz schön unfair von Birgit, dass sie mich in meinem Versteck aufscheucht. Eilig packe ich den unfertigen Ohrring in meine Hosentasche. Auf keinen Fall will ich, dass Katharina sieht, woran ich gearbeitet habe. Und prompt steht sie in der Tür.

»Hallo, Resil!«

»Hallo, Katharina.«

Birgit verlässt uns ein bisschen zu demonstrativ für meinen Geschmack.

»Was baust du denn hier?«

»Ich bau eigentlich gar nichts«, lüge ich. Unwillkürlich balle ich eine Faust um den Ohrring in meiner Tasche.

Katharina hebt die Augenbrauen und blickt mich so komisch an. Ihre Augen strahlen, als wollte sie die Werkstatt damit ausleuchten. Und ich weiß selbst nicht, warum ich sage: »Bin jetzt sowieso hier fertig«, mich an ihr vorbei durch die Tür dränge und eilig Richtung Schlafplatz gehe. Scheiße, denke ich dabei, Riesenscheiße!



Es bleibt mir nichts anderes übrig, als mich daran zu gewöhnen, dass Katharina jetzt hier ist. Watzel und Meike haben zum Abend einen Feuerkorb im Garten aufgestellt, und ich habe angeboten, ein paar Äste fürs Feuer zu suchen.

»Warte, ich komm mit«, sagt Katharina.

Die Luft ist schon kühl, es riecht nach Erde. Ich kann mich kaum aufs Holzsuchen konzentrieren, als ich mit Katharina im Halbdunkel zu den Büschen im hinteren Teil des Hofes gehe. Sie läuft direkt neben mir.

»Wo willst du als Nächstes hin?«, fragt Katharina. Ich spüre ihre Anwesenheit mehr, als ich sie sehe.

»Immer diese Standardfragen«, sage ich. »Wo willst du hin? Wo kommst du her? Können wir diesen Small-Talk-Kack einfach lassen und gleich darüber sprechen, was uns wirklich interessiert?«

»Wir können auch einfach knutschen.« Das sagt sie so ganz selbstverständlich, als wäre das eine echte Alternative zum Small Talk. Und überhaupt ist Katharina plötzlich ganz nah. Und was mache ich? Ich sage: »Nächste Woche fahre ich in die Schweiz. Es gibt da so eine süße kleine Kirche, die restauriert werden muss. Warst du schon mal da? Das ist echt nett ...« Ich plappere, als hätte es den Wortwechsel davor nicht gegeben.

»Willst du jetzt doch lieber smalltalken?«, fragt Katharina. Ich kann nicht erkennen, ob ihre Stimme belustigt oder beleidigt klingt.

»Ich bin einfach müde«, sage ich. Dabei bin ich kein bisschen müde. Ich bin einfach überfordert. Nie und nimmer habe ich damit gerechnet, dass Katharina so direkt sein könnte.

»Wo schläfst du denn?«, fragt sie.

»Bei Birgit und Meike.«

»Kannst auch bei mir schlafen, da ist noch ein Plätzchen aufm Sofa frei«, sagt Katharina. Ich müsste nur den Finger ausstrecken, um sie zu berühren.

»Mal sehen«, sage ich. Und dann marschiere ich einfach wieder zurück zu den anderen und werfe die paar Stöckchen, die ich aufgesammelt habe, in den Feuerkorb. Birgits vielsagenden Blick ignoriere ich.

Den ganzen Abend kann ich mich auf nichts anders konzentrieren als auf Katharinas Knutschvorschlag. Beim Gedanken an ihre weichen Lippen spüre ich mein Herz deutlich schlagen. Katharina sitzt noch eine Weile mit uns am Feuer und blickt in die Flammen. Am Gespräch beteiligt sie sich nicht, genau

wie ich. Irgendwann steht sie auf, um schlafen zu gehen. Sie guckt mich nicht mal an, als sie Gute Nacht sagt.



»Sie wollte mit dir knutschen, und du hast sie mit so 'nem Quatsch vollgelabert?«, fragt Birgit. Wir sind zusammen im Schlafraum, ich habe ihr von dem Small-Talk-Gespräch mit Katharina erzählt.

Aus Birgits Mund klingt meine Reaktion darauf wirklich ziemlich blöd.

»Ich weiß doch gar nicht, ob ich wirklich auf Frauen stehe«, verteidige ich mich.

»Stehst du denn auf Katharina?«

Ich schlucke. Wenn Katharina in der Nähe ist, kann ich nicht klar denken. Stehe ich dann auf sie?

»Mensch, Resi, probier's doch einfach aus. Lass es zu, wenn du sie magst.« Sie blickt mich mit einem Mal direkt an. »Mir ist egal, ob du auf Frauen oder Männer oder sonst wen stehst. Du bist und bleibst meine Freundin.«

Aus irgendeinem Grund wird mir ganz warm im Bauch. So wie Birgit es sagt, klingt es ganz einfach.

»Darf ich?«, frage ich, als ich mit meinem Schlafsack in der Tür zu Katharinas Schlafraum stehe.

»Klar, komm rein.«

Und dann, bevor ich etwas sagen oder erklären oder meinen Schlafsack auseinanderfummeln kann, küssen wir uns schon.

MAMA WILL ES WISSEN

»Theresa, deine Freunde sind bei uns.« Meine Mutter klingt ganz aufgeregt am Telefon.

Katharina, Hedi, Thomas Zimmerer, Henri Zimmerer, Nadim Tischler und Franz Bootsbauer bereiten einen Wanderge-

sellenkongress vor, und meine Mutter hat erlaubt, dass sie dafür einige Tage bei ihr in Kleinrinderfeld übernachten.

»Behandle sie gut, da ist mein Schatz dabei!«

»Dein Schatz? Bist du verliebt?«

»Es ist jemand, den ich sehr, sehr gerne habe.«

»Oha!« Für einen Moment ist es ruhig am anderen Ende der Leitung. »Der mit den langen Haaren?«

»Vielleicht kriegst du's ja selbst raus. Ich ruf dich in ein paar Tagen wieder an.« Und bevor meine Mutter noch etwas sagen kann, lege ich auf. Muss ich meiner Mutter erklären, dass ich eine Frau liebe?



»Das ist bestimmt der Thomas«, sagt sie, als ich mich wieder melde. Thomas Zimmerer ist stämmig, trägt einen Dreitagebart und hat langes, dunkles Haar, das er zu einem Zopf gebunden hat. Und weil er auch Bilder gezeigt hat, auf denen wir beide zusammen drauf sind, glaubt meine Mutter jetzt, dass wir verliebt sind.

»Die Christine sagt das auch«, erklärt sie, als würde das die Sache sicherer machen. Henri Zimmerer kommt für die beiden nicht infrage, er ist zu groß, zu drahtig und zu durchtrainiert, dazu noch das Bübchengesicht. Und auch Franz Bootsbauer schließen die beiden kategorisch aus. Zu klein, zu breit und mit seinen 35 Lenzen auch zu alt für mich. Nur Anne, meine kleine Schwester, hat Zweifel daran, dass Thomas mein Liebster sein könnte.

»Theresa, da ist doch keiner dabei für dich. Wenn ich nicht wüsste, dass du auf Männer stehst, dann würde ich sagen, dein Schatz ist eine Frau«, sagt sie am Telefon.

»Echt? Warum?«

»Schwer zu sagen, aber diese Katharina, die reagiert immer so komisch, wenn von dir die Rede ist.«

Erst als die Truppe Kleinrinderfeld wieder verlassen hat,

gebe ich zu, dass Anne recht hat. Meine Mutter tut natürlich so, als sei das schon lange klar. »Ich hab's an Katharinas Augen gesehen, wenn wir von dir gesprochen haben. Eine Mutter spürt so was«, sagt sie. Kein Wort darüber, dass Katharina eine Frau ist. Kein Wort über Homosexualität und darüber, was die Leute im Dorf sagen, wenn das rauskommt. Dabei weiß ich, wie ihr das Gerede zu schaffen machen kann. Offenbar hat sie sich entschieden, kein Problem daraus zu machen. Und das ist großartig.

Und dann fragt sie doch noch etwas, was mich etwas aus der Ruhe bringt: »Seid ihr denn ein richtiges Paar?«

Partnerschaft und Tippelei passen nicht gut zusammen, das entspricht jedenfalls der allgemeinen Erfahrung. Ich habe Gesellen und Gesellinnen auf der Wanderschaft getroffen, deren Partner nicht wandern. Die treffen sich dann außerhalb der Bannmeile und verbringen ein paar Tage miteinander, bis es wieder weitergeht. So wie Jan Tischler und Anne, die ich in Nürnberg getroffen habe. Ich weiß nicht, ob die beiden noch ein Paar sind. Die meisten Beziehungen überstehen die Wanderschaft nicht. Meistens läuft es so wie bei Lea Handstickerin, die ich auf einer Sommerbaustelle getroffen habe. Bevor sie losging, hatte sie einen Freund, mit dem es richtig ernst war. Ein Jahr lang waren die beiden noch zusammen, während sie auf Tippelei war, aber irgendwann war die Distanz einfach zu groß geworden. Lea hat sich für die Tippelei entschieden – und gegen ihn. »Das sind meine drei Jahre und ein Tag. Er hat einfach nicht akzeptiert, dass ich mich nicht jeden Tag gemeldet habe«, erzählte sie. Dass wir nicht ständig erreichbar sind, selbst für unsere Liebsten nicht, ist für Außenstehende oft schwer zu begreifen. Die meisten Beziehungen zwischen Wandergesellen und »richtigen Menschen« halten das nicht aus.

Und auch Beziehungen auf Wanderschaft sind kompliziert. Die wenigen, die als Paar auf Tippelei sind, machen ihr Ding,

oft reisen sie in andere Länder und haben wenig mit anderen Wandergesellen zu tun.

Partnerschaft und Wanderschaft kann auch ein anderes Problem mit sich bringen: Immer wieder mal werden Gesellinnen unterwegs schwanger. Ich weiß von mindestens einer Schneiderin, die nach anderthalb Jahren nach Hause gehen musste, weil sie im sechsten Monat war. Ihr Freund gehörte einem dieser Schächte an, in denen Frauen nicht erwandert werden. Er ist noch ein Jahr gereist, bis seine Zeit zu Ende war. Sein Schacht hat nicht zugelassen, dass er früher aufhört, und er war nicht in der Lage, sich von seinem Schacht zu trennen. Bei uns Freireisenden ist das ein bisschen anders: Gesellen, die Vater werden und nicht nach Hause zu ihrer Partnerin gehen, um sie zu unterstützen, werden von uns gemieden. Das soll ihnen deutlich machen, dass sie jetzt woanders gebraucht werden.

Katharina und ich wollen alles anders und richtig machen, wir wollen uns Freiheit lassen, zusammen, aber auch ohne einander reisen. Auf keinen Fall wollen wir aufeinander fixiert sein. Wir sind fest entschlossen, zu den wenigen zu gehören, deren Liebe die Wanderschaft übersteht.

Aber Katharina und ich sind ja nicht nur verliebt, sondern auch noch homosexuell, was das Ganze ein bisschen ungewöhnlicher macht. Einen bekennenden schwulen Wandergesellen habe ich noch nicht getroffen. Entweder leugnen die Schwulen es hartnäckig, oder Schwule gehen einfach nicht auf Wanderschaft. Lesbische Wandergesellinnen kenne ich aber sehr wohl. Und ich habe noch nicht erlebt, dass das für großes Gerede gesorgt hat. Trotzdem bin ich gespannt, wie meine Freunde meine Beziehung zu einer Frau aufnehmen werden. Irgendwie verbreitet sich die Nachricht von unserer Liebe ohne unser Zutun. Hedi schreibt mir irgendwann eine Mail: »Hörst du, Du bist mit Katharina zusammen. Gute Wahl!«

Bianca erzähle ich irgendwann von Katharina. »Hört sich gut an«, sagt sie. »Wann kocht die mal für uns?«

FERNWEH

Der Herbst ist bunt und mild. Vielleicht kommt er mir auch nur so vor, weil ich verliebt bin. Das alles ist neu und unerwartet schön. Katharina und ich reisen und arbeiten. Wenn wir uns nicht sehen, schreiben wir uns Briefe. Erst im Dezember sinken die Temperaturen mit einem Mal drastisch, pünktlich zur Adventszeit fallen Massen an Schnee. Mir graust davor, einen strengen Winter überstehen zu müssen. Die Frostbeulen an meinen Füßen machen sich wieder bemerkbar. Eine neue an der Hand kommt dazu und geht gar nicht mehr weg. Das Arbeiten in ungeheizten Kirchen zermürbt mich.

»Lass uns wegfahren, irgendwohin, wo es jetzt warm ist«, schlage ich Katharina vor.

»Wohin denn?«

»Vielleicht Griechenland! Da können wir bestimmt schön schaniegeln. « Ich male mir aus, wie ich in einer dieser weißen Kirchen mit blauer Kuppel stehe, ohne Griechischkenntnisse mit den Meistern debattiere und Wandbilder ausbessere. Katharina findet Arbeit in einer griechischen Taverne und serviert mir abends das beste Gyros mit Tzatziki der Stadt. Aber bevor es losgehen kann, müssen wir erst mal einen günstigen Flug bekommen. Wir fahren also zum Münchner Flughafen und fragen dort am Schalter. Eine bebrillte Frau lächelt uns an.

»Wir wollen in die Sonne, nach Griechenland! Haben Sie da was Günstiges für uns?«, frage ich.

Sie mustert uns und hebt eine Augenbraue.

»Griechenland? Mmh, wenn ihr Sonne bei zwölf Grad haben wollt, dann könnt ihr Griechenland gerne buchen.«

Katharina und ich gucken uns an.

»Wärmer ist das da nicht?«

»Wenn ihr es warm haben und in Europa bleiben wollt, würde ich euch die Kanaren empfehlen. Da hat's jetzt so um die 21 Grad. Soll ich mal gucken?«

Katharina und ich nicken.

»Wie wäre zum Beispiel Fuerteventura? Die Insel gehört zu Spanien und hat den Euro«, erklärt sie uns, ohne den Blick vom Bildschirm zu nehmen. Mit irre langen, rosaroten Fingernägeln tippt sie auf der Tastatur herum. »Der günstigste Flug kostet aktuell hin und zurück 69 Euro pro Person, wenn ihr flexibel seid.« Sie blickt uns über den Rand ihrer Brille hinweg an.

»Wunderbar. Dann buchen wir das«, sagt Katharina.

Eine Woche vor Weihnachten geht es los.

Als wir das Flugzeug verlassen, fühle ich mich ein bisschen, als wäre ich auf dem Mond gelandet, keine Bäume, kein Gras, nur Steine und beige-graue Erde. Selbst jenseits des kleinen Flugplatzes ist kein Grün zu sehen. Ein warmer Wind reißt an unseren Hüten, gleichzeitig ist es so hell, dass wir die Augen zusammenkneifen müssen. Über das asphaltierte Rollfeld laufen wir rüber zum Flughafengebäude. Unsere Charlies gingen zwar als Handgepäck durch, aber die Stenze wurden nach irgendeiner Verordnung wie Sportgeräte behandelt. Sie mussten im Frachtraum befördert werden.

Neben uns am Gepäckband steht ein Typ in unserem Alter, seine Dreadlocks gehen ihm bis zur Hüfte. Er zieht einen Akkordeonkoffer vom Band. Im Flieger ist er mir schon aufgefallen. Sieht aus, als sei er hier, um auf der Straße Musik zu machen.

»Ihr seid deutsch?«, fragt er, als er meinen Blick bemerkt.

»Du offenbar auch. Kennst du dich hier aus?«

Der Typ wiegt den Kopf, als müsste er über diese Frage erst mal nachdenken.

»Kannst du uns einen Tipp geben?«

»Joa. Ist schon schön hier, aber hier wächst halt nichts. Außer Oliven. Und dann gibt's noch Schafskäse. Wenn ihr was essen wollt, was von der Insel kommt: Oliven und Schafskäse. Mehr gibt es hier nicht. Ich wünsch euch viel Glück.« Er winkt noch, bevor er mit seinem Köfferchen Richtung Ausgang geht.

Wir sehen ihm kopfschüttelnd nach. Was er da gesagt hat,

klingt ziemlich absurd. Unmöglich, dass man auf dieser Insel keine anderen Lebensmittel produzieren kann als Oliven und Schafskäse.

Vor dem Flughafen sind wir wieder dem warmen Wind ausgesetzt, es fühlt sich an, als würde er direkt aus der Wüste kommen. Ein paar Palmen wedeln mit den Blättern, dahinter grau-beige Felsen und Sand. Wir setzen uns in den Schatten einer Palme und starren auf das karge Gelände. Katharina kramt Schokolade aus ihrem Gepäck. Wir brauchen etwas Leckeres, Süßes, um diese Landschaft zu verdauen.

»Ob das hier überall so ist?«, fragt Katharina fassungslos.

»Du meinst, ohne Gras und Büsche und so was?«

Katharina nickt langsam und schiebt sich ein Stück Schokolade in den Mund.

Eine einzige Straße führt am Flughafen vorbei. Als wir genug Kraft getankt haben, um weiterzureisen, halten wir die Daumen raus. Der Wind wirbelt den Staub vom Boden auf. Ich will gar nicht wissen, wie heiß es ohne den ständigen Luftzug wäre. Ein, zwei Autos fahren vorbei, das dritte Auto hält. Ein Mann mit schlohweißem Haar hat das Autofenster seines roten Golfs heruntergefahren.

»Ihr kommt doch sicher aus Deutschland, oder? Ich fahr runter nach Morro Jable. Wollt ihr mit?«

»Ja, danke.« Wir steigen mit unseren Stenzen und unserem Gepäck hinten ein.

»Ihr seid auf Wanderschaft, gell?«

»Genau.«

»Na, dann herzlich willkommen hier auf Fuerteventura!«

Der Mann hat das Fenster offen gelassen, der Fahrtwind bläst uns ins Gesicht. Er ist kaum kühler als der Wüstenwind, der uns hier empfangen hat. Felsen ziehen an uns vorbei, ein Kaktus steht einsam an einem Hang.

»Gibt's hier denn gar keine Pflanzen? Ich meine Büsche oder Gras?«, rufe ich dem Fahrer gegen den Fahrtwind zu.

»Nee«, lacht der Mann. »Dafür ist es immer warm. Ich lebe hier seit 15 Jahren.« Er hebt den Daumen in die Luft. Offenbar vermisst er die Pflanzen nicht.

Er hält in einem kleinen Ort an einer Straße, an der sich Souvenirläden und Imbissstände aneinanderreihen. Menschen flanieren in kurzen Hosen und Kleidchen herum und sehen nach Urlaub aus.

»Viel Spaß euch! Ade«, ruft unser Fahrer noch aus dem Fenster hinaus, dann gibt er Gas und verschwindet hinter einer Kurve. Wir stehen mit unserer Kluft mitten im Urlaubsparadies und kommen uns ein bisschen fehl am Platz vor, abgesehen davon ist uns ziemlich warm damit. Erst mal laufen wir die Straße runter, in die Richtung, in der wir das Meer vermuten. Eine riesige Hotelanlage taucht vor uns auf, wir scheinen auf dem richtigen Weg zu sein.

»Lass uns hier mal nach einer Übernachtungsmöglichkeit fragen«, sage ich zu Katharina. Die Sonne steht schon schräg, und ich möchte zu gerne einen Platz haben, an dem ich meine Sachen ablegen kann.

Die Lobby ist voll von Shorts tragenden Urlaubern. Hinter der Rezeption steht eine Frau mit dunklen Locken und lächelt uns an, als würde sie uns schon erwarten. Den Schnack tragen wir natürlich auf Deutsch vor. Das Lächeln der Frau wird etwas angestrengter. »Wait, please«, sagt sie und kommt mit einer anderen Frau zurück, die uns ernst mustert.

»It's traditional«, sage ich.

»Oficio viajando, tradicionalmente«, sagt Katharina, die immerhin ein paar Worte Spanisch kann. Reisendes Handwerk, traditionell.

Die Frauen holen einen Mann im Anzug. Katharina und ich sehen den dreien zu, wie sie schnell und lebhaft aufeinander einreden. Auf Katharinas Stirn ist eine Falte entstanden, die zwischen den Augen beginnt und sich fast bis zum Haaransatz hochzieht. Das kriegt sie immer, wenn sie sich konzentriert.

Ich rechne schon damit, dass wir weggeschickt werden, da legt der Mann einen Schlüssel auf den Tresen und lächelt. Wir dürfen offenbar bleiben. Die beiden Frauen schauen ein bisschen skeptisch, aber sie müssen sich wohl damit abfinden.

Wir müssen durch ein Labyrinth aus Treppen und Fluren, dann stehen wir in einem hellen Zimmer, vor uns ein riesiges Doppelbett. Katharina reißt die Balkontür auf. »Ich kann das Meer sehen«, ruft sie. Dem Bett gegenüber hängt ein gewaltiger Flachbildschirm. Ich hatte erwartet, dass sie uns ein billiges, enges Zimmerchen geben, stattdessen ist es eine richtige Luxusbehausung. Ich lege mich auf das Bett mit der ultraweichen Matratze und den überdimensionierten Kissen. Die Wäsche duftet frisch gewaschen – und sie ist gemangelt. Katharina lässt sich neben mich fallen. Wanderschaft kann so schön sein!



Abends klopft es an unsere Zimmertür. Wir haben ein kleines bisschen Angst, dass wir doch noch rausgeschmissen werden, als wir öffnen. Aber dann steht ein braun gebrannter junger Mann, etwa in unserem Alter, vor uns, die Sonnenbrille hat er ins Haar geschoben, er lächelt und zeigt dabei Zähne, die jeden Zahnarzt begeistern würden.

»Hey, ich bin Kev. Ich bin Animator hier und hab gehört, hier sind Deutsche angekommen, die etwas alternativer sind. Ich wollt mit zwei Freundinnen an den Strand, chillen und Gitarre spielen. Habt ihr Bock, mitzukommen?«

Wir schauen in das Lächeln, dann werfen wir uns einen Blick zu. Klar kommen wir mit.

Es ist noch angenehm warm am Wasser. Wir sitzen an einer Stelle, an der es windstill ist. Die Jacketts brauchen wir nicht. Die Wellen klatschen leise gegen den Strand. Kev stellt uns Linda und Jennifer vor. Linda erinnert mich mit ihren vollen Lippen an Julia Roberts, Jennifer hat geschwungene dunkle

Wimpern, lange, braune Beine ragen aus ihren kurzen Hosen. Die beiden arbeiten auch als Animateurinnen und sind in einem Nachbarhotel angestellt. Kev greift zur Gitarre und klimpert darauf herum. Jennifer blickt verträumt aufs Meer, Linda summt zur Musik. Die drei sehen aus wie aus dem Urlaubskatalog. Ein bisschen komisch ist es schon, hier in leicht muffiger Kluft zwischen diesen perfekten Schönheiten zu sitzen. Die drei scheint das aber nicht zu stören, und deshalb beschließe ich, dass es mir auch nichts ausmacht. Mittlerweile ist die Sonne untergegangen, wir sitzen immer noch ohne Jackett da und können kaum glauben, dass wir heute Morgen noch im deutschen Winter waren. Jennifer entkorkt eine Flasche Rotwein und reicht sie weiter.

»Erzählt mal, was ihr so treibt. Warum tragt ihr diese Klammotten?«, fragt Kev.

Es ist inzwischen ein bisschen so, als würde ich ein Tonband abspielen, wenn ich von der Wanderschaft erzähle. Katharinas Worten höre ich an, dass es ihr schon genauso geht, obwohl sie noch nicht lange unterwegs ist. Wenn wir auf »richtige Menschen« treffen, wird immer dasselbe gefragt, also antworten wir auch immer mehr oder weniger dasselbe. Vielleicht geht das allen Menschen so, die mehrmals täglich erklären müssen, wer sie sind, was sie tun und warum sie tun, was sie tun.

»Und ihr dürft während der ganzen Wanderschaft nicht ein einziges Mal nach Hause?« Ungläubig schüttelt Linda den Kopf, die Rehaugen vor Entsetzen geweitet. »Das könnte ich mir nie, nie im Leben vorstellen.«

Katharina und ich lächeln uns an. Wir wussten beide, dass jemand aus der Runde diesen Satz sagen würde.

»Wann krieg ich eigentlich meinen Ohrring?«, fragt Katharina, als wir im Bett liegen.

»Der ist so gut wie fertig«, behaupte ich und versuche, das Thema zu wechseln. »Wer ist eigentlich dieser Freund, der dir die Kreole gemacht hat, die du verloren hast?«

»Ove? Ach der. Der ist einfach ein guter Freund.«

»Ich dachte, du wärst mit dem zusammen«, gestehe ich.
»Auch weil du so komisch warst, nachdem ich dich geküsst habe.«

Katharina lacht. »Du hast mich geküsst? Ich hab dich geküsst! Und du hast dich umgedreht und bist eingeschlafen.«

Ein bisschen empört bin ich schon, aber dann lasse ich sie in dem Glauben. Hauptsache ist, dass ich jetzt mit Katharina zusammen hier bin.



Am nächsten Tag verlassen wir das Hotelzimmer so früh wie möglich, um in die Hauptstadt Puerto del Rosario zu fahren. Katharina hat in einem Forum für Köche im Internet gelesen, dass es dort ein deutsches Restaurant geben soll, wo wir nach Arbeit fragen wollen. Wir müssen ein Stück durch die Morgensonne laufen, bis wir zu der Straße kommen, die nach Süden führt. Rechts und links der Fahrbahn liegt steinigtes Gelände. Die einzige Pflanze hier ist ein vertrockneter Busch, der mir irgendwie leidtut. Zum Glück müssen wir nicht lange an diesem ungastlichen Ort ausharren. Schon nach kurzer Zeit hält ein Lieferwagen.

»Hola!« Ein junger Mann kurbelt das Fenster runter und fragt, wohin wir wollen.

»Restaurante alemán«, sagt Katharina.

»Si, si, restaurante alemán.« Er nickt und bittet uns mit einer Handbewegung, im Wagen Platz zu nehmen. Wir rutschen auf die beiden Beifahrersitze neben ihm, unser Gepäck und die Stenze legen wir zwischen unsere Beine.

»Soy Paco.« Paco hat dichtes dunkles Haar und rabenschwarze Augen, von Beruf ist er Getränkeliieferant. »Cerveza, agua ...«

Wir nicken. Er guckt uns fragend an. Puh, jetzt müssen wir ihm erklären, was wir machen. Katharina kratzt sich am Kopf, eine Geste, die sie immer beim Überlegen macht.

»La cocinera!«, strahlt sie ihn schließlich an und zeigt auf sich.

»Ah«, macht Paco und schaut mich fragend an.

Wieder überlegt Katharina: »Iglesia pintura!« Ich greife, um das Kirchliche zu verdeutlichen, an den Rosenkranz, der am Rückspiegel baumelt. Katharina zeigt auf uns beide: »Viajar tradición.« Reisen Tradition – ob er das wohl irgendwie versteht?

»Ah, si, si!«, ruft Paco.

Als Getränkelieferant weiß er, wo das deutsche Restaurant ist. Er fährt uns bis vor die Eingangstür. Mit lautem Hupen verabschiedet er sich.

Im Restaurant ist schon Betrieb, einige Gäste sitzen bereits auf der Terrasse und frühstücken. Der geräumige Gastraum ist in den Farben der bayerischen Flagge – weiß und blau – gehalten. Es riecht nach Braten mit Soße. Eine rundliche Frau im Dirndl trägt Teller mit Weißwürsten an uns vorbei. »Servus!«, ruft sie. »Setzts euch. Ich komm gleich.«

Während wir an einem der Tische warten, stöbern wir in der Speisekarte. Schweinsbraten, Knödel und Sauerkraut werden angeboten, richtige Hausmannskost für alle, die im Ausland nicht auf deutsche Gerichte verzichten wollen. Das Konzept scheint aufzugehen, auch hier drinnen sind viele Tische besetzt.

Die Frau im Dirndl kommt an unseren Tisch. Sie scheint ungefähr im Alter meiner Mutter zu sein. »Was kann ich für euch tun, wollt's ihr a Weißwurst?«

Wir erheben uns und sprechen unseren Schnack vor.

»Arbeiten wollt's ihr hier? Ihr seid auf der Walz? Wartet mol an Moment.« Und schon ist sie wieder verschwunden. Wir setzen uns wieder hin und beobachten die anderen Gäste beim Essen. Langsam beginnt mein Magen zu knurren. Die letzten Schokoladenreste hatten wir gestern verputzt, heute Morgen gab es nur ein Mentholbonbon zum Frühstück. Das Buffet im

Hotel war noch nicht aufgebaut, als wir los sind. Die Dirndlfrau fegt mit einem Teller voller Würstchen an uns vorbei, bringt sie nach draußen und rauscht wieder in die Küche. Sie ist die einzige Bedienung an diesem Morgen. Schon wieder kommt sie mit neuen Tellern raus, doch dieses Mal stellt sie sie uns auf den Tisch.

»Geht aufs Haus«, sagt sie, und bevor wir uns bedanken können, hat sie sich schon wieder umgedreht.

Weißwürste! Wie lange habe ich die nicht mehr gegessen. Hungrig machen wir uns darüber her. Als wir fertig sind und der Laden leerer wird, kommt die Wirtin mit zwei Weizen an unseren Tisch. »Entschuldigung, wollt ich euch vorhin schon bringen, aber da war's so voll, da konnt ich nicht so schnell zapfen.« Die Wirtin heißt Frau Wagner und betreibt das Restaurant seit zehn Jahren. Sie setzt sich neben uns und schaut, wie wir einen großen Schluck aus unseren Gläsern nehmen. »Also, ich hab mit meinem Mann gesprochen, wir könnten Verstärkung gebrauchen. Kann eine von euch kochen?«

»Ich bin Köchin«, sagt Katharina.

»Super«, sie lächelt Katharina aus einem braun gebrannten Gesicht an, »könntest du meinem Mann in der Küche zur Hand gehen? Kennst dich a bisserl aus mit der bayrischen Küche?«

Katharina nickt.

Sie wendet sich zu mir.

»Ich bin Kirchenmalerin, ich kann alles, auch Bier zapfen«, behaupte ich. »Aber ein Dirndl hab ich leider nicht.«

Frau Wagner lacht. »Des braucht's net«, sagt sie.

Es stellt sich heraus, dass die Wagners einen Wasserschaden hatten. Deshalb sind sie froh, eine Handwerkerin im Haus zu haben. Katharina und ich schlafen in einem kleinen Zimmer zur Straße hin. Während ich die feucht gewordenen Wände neu verputze und übermale, hilft Katharina Herrn Wagner. Er hat einen kleinen Bauch und eigentlich immer gute Laune. Die Wagners kommen aus der Oberpfalz und haben ihre Rezepte

von dort mitgebracht: Ihre Spezialität sind Braten und Semmelknödel. Zwei Mal die Woche wird morgens das Weißwurstfrühstück angeboten, dann ist das Restaurant voll mit deutschen Touristen, die ihren Weihnachtsurlaub in der Sonne verbringen, und den hier lebenden deutschen Rentnern.

Wenn Zeit ist, gehen Katharina und ich durch den Ort zum Hafen. Manchmal gehen wir ganz nah beieinander, aber wir halten uns nicht an den Händen. Das mögen wir beide nicht, weil es so etwas Besitzergreifendes hat. Ich mag es, sie wie zufällig zu berühren und ihr zuzusehen, wie sie mit ihren paar Brocken Spanisch etwas erklärt. Sie gestikuliert dabei mit ihren schönen Händen. Den Wagners haben wir nichts von unserer Liebe erzählt. Sie haben nicht danach gefragt, und wir demonstrieren es auch nicht. Für sie sind wir Freundinnen. Sie behandeln uns, als würden wir zur Familie gehören. Wir nennen sie inzwischen Mama und Papa Wagner. Weihnachten dürfen wir mit ihnen feiern. Eigentlich feiern die Spanier die Bescherung erst am 6. Januar, dem »Día de los Reyes«, aber weil die Wagners die deutschen Traditionen aufrechterhalten wollen, feiern sie mit ihrer Familie bereits an Heiligabend, den »Nochebuena«.

»Wir machen die Bescherung allerdings schon mittags, weil wir abends das Restaurant geöffnet haben«, sagt Papa Wagner. »Wir sind ausgebucht«, fügt er mit einem Augenzwinkern hinzu. In den letzten Tagen standen Katharina und er bis spätnachts in der Küche. Ich helfe ab und zu hinterm Tresen, auch wenn die Blume der von mir gezapften Biere nicht ganz so schön ist wie die von Mama Wagner.

An einem Abend, an dem Katharina noch in der Küche steht, krame ich den angefangenen Ohrring vor. Er sollte längst fertig sein. Ich habe lange nach einem passenden Stein für das Drahtgestell gesucht, nichts erschien mir gut genug für Katharina. Hier am Strand habe ich endlich ein hübsches schwarzes Lavasteinchen gefunden. Der wird sie an unsere Zeit auf dieser

Wüsteninsel erinnern. Ich biege und presse, feile und drehe, bis ich Katharinas Schritte vor der Türe höre.

●

Am 23. Dezember nachmittags gehen Katharina und ich in den Ort. Es gibt dort einen kleinen asiatischen Laden, in dem wir Weihnachtsgeschenke für die Wagners besorgen wollen. »Regalos« steht über dem Eingang.

»Guck mal, Resi!« Katharina hält einen Wackeldackel hoch, der seinen Kopf auf und ab hebt. Seine Bewegung macht sie mit ihrem Kopf nach. Ich kann mich kaum halten vor Lachen. Aber Katharina stöbert schon weiter. »Wie cool!«, ruft sie wie ein kleines Kind in einem Spielzeugladen. »Eine Mini-Geige! Ach, wie schön ist die denn!«

Katharina hält sich die Geige an den Hals und beginnt, ein paar Takte zu spielen. Es klingt schräg, aber die Musik erkenne ich sofort: »Heute hier, morgen dort ...« Ich schnappe mir eine rote Mandoline aus dem gleichen Regal und stimme in ihre Melodie mit ein. Die Leute im Laden haben uns ohnehin schon so komisch angesehen, wegen der Kluft. Jetzt kommen sie um die Ecke und starren uns an. Als wir das Lied ausklingen lassen, ist es für einen Moment ganz still im Laden.

»Bravo!«, ruft eine kleine Frau mit einem Mal und klatscht in die Hände. Und plötzlich klatschen auch die anderen.

»Gracias, gracias!«, rufen wir und verbeugen uns, wie es sich für Musikanten gehört. Wir schwören uns, dass wir uns die beiden Instrumente kaufen, sobald wir genug Geld haben.

Dann besorgen wir die Geschenke für die Wagners. Wir entscheiden uns für einen kleinen Piratenhaken, den man auf den Finger stecken kann, eine Mini-Mundharmonika, eine Mini-Flöte, auf der ein Disney-Bildchen drauf ist, und Knackfrösche.